# Heimische und Fremde.

Ein Gemälde aus der Schweiz.

---

Roman

von

Louise Otto.



Erster Band.



---

Leipzig,
Verlag von Heinrich Hübner.
1858.

# I.

## Auf dem Vierwaldstädter See.

Hat Pilatus einen Hut,
Wird das Wetter gut;
Hat er aber einen Degen,
Ist den Schiffern wenig dran gelegen.
Schweizer Spruch.

Die Schweiz — die Alpen — der Vierwaldstädter See! Drei Worte schon genügen, ein zaubervolles Landschaftsbild aufzurollen, wie es kein zweites giebt. Es ist ein stetes Wallfahrten aus allen Landen und Himmelsgegenden, um das Wunderland einmal zu begrüßen, das hier auf einem kleinen Fleckchen Erde der Himmel zu einem Paradiese schuf und statt flammender Cherubim die Alpen mit leuchtenden Stirnen zu seinen Hütern setzte. Die tragen die Häupter hoch und stolz in die Wolken bis in den Himmel hinein und holen so von ihm selbst die Kraft, das Wächteramt treu zu verwalten.

An einem goldenen Maitag des Jahres 185— fuhr ein stattliches Dampfschiff des Vierwaldstädter-Sees von dem schmucken Städtlein Flörla am Ende des Sees nach dem nicht minder herrlich gelegenen Brunnen. Der zweite Platz des Vorderdecks war von Landleuten besetzt, die ihre Waaren zum Markte brachten oder dort ihre Einkäufe gemacht hatten, auch ein Paar stattliche Kühe ragten daraus hervor und ein ganzes Volk idyllischer Schafe drängte sich neben ihnen zusammen. Aber auf dem ersten Platze war es ziemlich leer, denn in dieser frühen Jahreszeit beginnt der eigentliche Fremdenverkehr noch nicht. Viele Vergnügungsreisen werden selten im Mai schon angetreten und am wenigsten in der Schweiz, wo denn, wie warm und schön und blüthevoll auch Alles schon in den Thälern und Gründen ist, auf den Alpen die Schneeregion noch weit herunter reicht, das Eis erst zu schmelzen beginnt, die Pfade auf die Berge unwegsam macht und mit Lawinen zu stürzen droht. Darum sind die Dampfschiffe noch ziemlich frei von der eleganten Fremdenwelt, die sich später auf ihnen zusammendrängt und die erste Kajüte zählt heute nicht mehr als fünf Passagiere.

Am französisch-gemischten Schweizerdeutsch und an der malerischen Tracht ihrer Landschaft erkennt man die Bürgerin von Luzern. Eine kräftiggebaute Gestalt mit edler und sittiger Haltung. Sie trägt ein langes schwarzes Wollenkleid mit modischen offnen Aermeln, ein schwarzes Sammtmieder darüber, aus dessen Ausschnitt das dicht gefaltete

blendende Schweizerhemdchen sich erhebt, das dicht am Hals in einer Spitze endet. Darüber einen kleinen Koller von schwarzem Sammt, der durch silberne Ketten, die von Brust und Schulter ausgehend, unter den Armen sich vereinigen, befestigt wird. In das dichte kastanienbraune Haar sind breite schwarze Bänder zu Zöpfen eingeflochten und während diese bis an die Kniee reichen, flattern jene bis zum Saume des langen Kleides hinab. Ein runder Strohhut, innen und außen mit künstlichen rothen Rosen geschmückt, beschattet ein jugendlich offnes und ruhevolles Antlitz mit wunderbar klaren Augen.

Neben ihr saß ein älterer Mann, den sie Vater nannte. Seine Kleidung war aber nicht national wie die ihrige, sondern zeichnete sich nur durch die Grobheit des Tuchs und einen Schnitt aus, der etwa vor zehn Jahren modisch gewesen sein konnte. Der Mann sah sehr nüchtern und hölzern und doch auch wieder sehr praktisch aus und die drei Deutschen, die ihnen gegenüber saßen und nach heimathlicher Gewohnheit jede Person, die ihnen vorkam, gleich in eine gewisse Rangordnung bringen wollten, waren sehr in Verlegenheit, in welche ihrer Classen sie diese beiden Personen setzen sollten.

Diese Drei waren Reisende. Der eine, ein junger Mann mit schwarzem Haar und Bart und interessanten Zügen, verrieth sich durch sein Skizzenbuch und einen ganzen Zeichnenapparat als Maler. Der Capitän des Dampfschiffes benutzte einen Augenblick, wo er nicht auf seiner

Höhe zu stehen brauchte und die Führung des Schiffes dem Steuermann überlassen konnte, um den Maler zu fragen, ob er zum Erstenmale in der Schweiz reise und die Alpen malen wolle? Er begleitete diese Frage mit einem feinen Lächeln, das sonst ein wenig spöttisch war, als wolle er sagen: die übermüthigen Künstler versuchen es immer neu, aber Keiner erreicht doch die wunderbare Herrlichkeit unsrer Natur.

Der Maler schlug seine Mappe auseinander und sagte: „Ich wagte mich erst an die Menschenwerke, ehe ich zu den Riesenschöpfungen der Natur mich verstieg. Sie sehen hier Skizzen aus Rom; ich habe erst dort ein Jahr gelernt und studirt und das nur als eine Vorschule für die Schweiz betrachtet.“

Dem Capitain des „Walther Fürst“, wie dies Dampfschiff hieß, schien diese Antwort nicht weniger zu gefallen, als die Skizzen, welche der junge Künstler ihm zeigte, er machte freundliche Bemerkungen darüber. Auch der Luzerner stand auf und mit dem gewohnten kurzen „excuse“, mit dem der Schweizer ziemlich verschwenderisch umgeht, blickte er in die Mappe, rief mit kurzem „Liesli!“ seine Tochter herbei, die auch „excuse!“ melodisch flüsterte und die schönen Augen auf die römischen Landschaften senkte.

„Dort möchte ich wohl einmal beten!“ sagte sie einfach, als eine Skizze: das Innere der Peterskirche in Rom, vor ihr aufgeschlagen lag.

„Ich sollte meinen, da aber bete es sich besser!" sagte der Maler lächelnd nach den Alpen deutend; man ist da freier und dem Himmel näher."

Liesli warf einen bänglichen Seitenblick auf ihren Vater, ob er wohl diese Aeußerung, die ihr bedenklich schien, könne gehört haben, aber dieser sah mit gleichgültiger Ruhe in die Bilder und das Mädchen sagte: „Man wünscht sich immer einmal zu sehen und zu genießen, was man daheim nicht hat — aber nur als Zugabe, nicht als Tausch, was man daheim hat, mag man niemals missen — "

„Sie waren wohl niemals in der Ebene?" fragte der Maler weiter „und würden in einer Gegend ohne Alpen und Seeen nicht leben mögen?"

„Nimmer antwortete sie schnell;" ich ginge ein wie die Alpenpflanzen, die in keinem andern Boden gedeihen wollen. Ich bin nie aus der Schweiz herausgekommen, Luzern ist meine Heimath und ich habe sie selten weiter als bis hierher verlassen. Einmal war ich in Thurgau — da giebt es wohl noch Berge, aber ich bekam schon Heimweh nach den Alpen — man sieht dort die Fernen nur, wenn es regnen will — ich freute mich immer bei solchem Wetter, das den Andern oft unwillkommen war."

„Ja," antwortete der Maler, „ich hörte immer, daß die Alpen gute Wetterpropheten sind — ich will sie auf die Probe stellen; was werden wir morgen für Wetter haben?"

„Schlechtes!" versetzte die Luzernerin bestimmt „es wird wohl noch vor der Nacht ein Gewitter kommen —"

„Aber es ist ja ganz blauer Himmel,“ warf der Maler ein „und wird still ohne schwül zu sein. Auch die Alpen sind ganz wolkenrein, ist das über Flörla nicht der Poistenstock, der so majestätisch sich hinter dem Städtchen erhebt, als woll' er es schützen und schirmen? Auch seine höchste Spitze kann man sehen und oben so seitwärts die Häupter der beiden Mythen — gestern zeigten sie sich lange nicht so klar —“

„Und den Pilatus da drüben prüfen Sie nicht?“ fragte Liesli, auf denselben deutend, „der ist unser Aller Wetter-Prophet und verkündet immer die Wahrheit —“

„Nun, auch er streckt sein Haupt keck genug empor in das Blau — ich sehe nichts Verdächtiges an ihm,“ entgegnete der Maler.

„Ei, man merkt es nicht nur, daß sie kein Schweizer sind,“ lächelte Liesli, „sondern auch, daß Sie heut zum Erstenmal unsern See befahren und die Bekanntschaft des Herrn Pilatus noch nicht gemacht haben. Sie haben auch noch nicht das Sprüchlein gehört:

„Hat Pilatus einen Hut,
So wird das Wetter gut;
Hat er aber einen Degen,
Ist den Schiffern wenig dran gelegen.“

Sie brauchen sich also nicht darüber zu freuen daß sie seinen Gipfel sehen; wenn er den Hut abnimmt, ist es ein verdächtiges Zeichen —“

Der Maler sagte: „Der Hut scheint also nicht nur in der Volks-, sondern auch in der Naturgeschichte Ihres Landes eine bedeutsame Rolle zu spielen — und immer handelt es sich um Aufbehalten oder Absetzen — so ahmt immer ein Volk halb bewußt, halb unbewußt den Charakter der Gegend nach, die es bewohnt. Aber was ist es mit dem Degen?"

„Sehen sie nicht, wie ihn Pilatus an der Seite trägt?" antwortete Liesli. „Wenn so ein leichter weißer Wolkenstreifen an seiner Seite ist, so nennt man das hier zu Land einen Degen und weiß, es wird nicht lange dauern, so ist er zum Commandostab geworden, dem ein ganzes Wolkenheer gehorsam folgt."

„Es ist ja nur ein ganz kleines lichtweißes Wölkchen," warf der Maler ein, „ein schmaler Nebelstreif, der bald verschwinden wird;" und die Erscheinung war in der That nicht anders und außer diesem dünnen Wolkengebild, das sich seitwärts vom Haupt des herrlichen Berges mit der schneeweißen Stirne nach der grünen Tiefe zog, war kein ähnliches rings umher zu sehen, sondern der Himmel lachte im freundlichsten Blau des Lenzes.

„Wenn ich ein Engländer wäre," fügte er hinzu, „würde ich mit Ihnen wetten, daß Nichts aus der Prophezeihung wird —"

„Das wäre sehr unklug von Ihnen," entgegnete das Mädchen mit stolzem Lächeln, „und ich dürfte die Wette nicht annehmen, weil ich meiner Sache zu sehr gewiß bin—

aber wenn Sie wollten, wettete ich die ganz Schweiz gegen einen dieser römischen Tempel," und sie deutete auf die Bildermappe, auf die eben ihre Augen fielen.

Aber in diesem Augenblick läutete das Glöckchen des Dampfschiffes und der Signalruf „Brunnen" zeigten an, daß die erste Station erreicht war — der Luzerner klopfte seine Tochter auf die Schulter und deutete auf einen jungen katholischen Geistlichen, am langen Rock und der Tonsur erkenntlich, der drüben am Ufer stand und freundlich ihnen zunickte; gleichzeitig erhoben sich auch die zwei andern Passagiere des ersten Platzes, ein Herr und eine Dame, die wortlos nebeneinander gesessen und in stummer Bewunderung sich allein dem Anschauen der Gegend gewidmet hatten, und Jener sagte in englischer Sprache zu dem Maler:

„Ihre Reisetasche ist wohl noch dort unter den andern Effekten vergraben — ich glaube, wir haben nicht lange Zeit beim Aussteigen —"

Der Maler sah sich genöthigt, nach seinen Sachen zu sehen und war so gleichzeitig durch dies Geschäft wie durch den Vater seiner schönen Reisebegleiterin von dieser getrennt. Der Engländer gab der Dame an seiner Seite den Arm und flüsterte, auf den Maler deutend: „Lindenberg hat schon wieder eine neue Bekanntschaft gemacht, es ist gut, daß diese Leute nicht mit aussteigen."

„Aber wir dürfen ihm doch nicht zumuthen, sich unausgesetzt mit uns allein zu beschäftigen, Mister Kennington," entgegnete seine Begleiterin —

„Nur unter dieser Bedingung habe ich seinen Anschluß geduldet, wie Sie wissen!" sagte Mr. Kennington in hochfahrendem Tone, indeß die Dame sanft erwiederte:

„Ich weiß, daß Sie um meinetwillen sich den Zwang dieses Gesellschafters auferlegten, damit ich einen Corrector habe für meine Skizzen — um meinetwillen bitte ich uns entweder wieder von ihm zu trennen oder ihn mit der Achtung zu behandeln, die ein deutscher Künstler verdient, wie anspruchslos er auch auftreten mag."

Der Engländer maß sie mit einem langen Blick prüfenden Staunens und Stolzes und antwortete ihr nicht, sondern befahl einem Auslader des Schiffes, seine Sachen hinüber nach dem ersten Hôtel zu bringen.

Mr. Kennington war eine imponirende Erscheinung. Sehr lang aber etwas schmal gebaut, trug er das edle Haupt hoch und stolz und der gebietende Adlerblick seines Auges erhöhte den gebietenden Ausdruck seines ernsten und bleichen Antlitzes, das dunkles Haar und dunkler Bart rings umschlossen. Beim ersten Anblick hatten seine Züge den Ausdruck von Stolz, Kälte und Gleichgültigkeit — man meinte eine jener vornehmgewöhnlichen Physiognomien vor sich zu haben, die uns den reisenden Engländer auf dem Continent sogleich erkennen lassen. Aber für den aufmerksamen Beobachter waren in diesen leichten Furchen, die nicht das Alter, sondern der Schmerz und die Leidenschaft gezogen, tiefe Empfindungen und niedergekämpfte Erschütterungen zu lesen, wenn

schon auch ein gewisser Mangel an Willenskraft in ihrem Geleite schien. Sein Alter mochte in die Dreißig zählen.

Die kleine blasse Dame an seiner Seite war vielleicht nur wenige Jahre jünger. Aber wie vertraut sie auch mit ihm zu sein schien; daß sie keine stolze Tochter Albions war, sah man auf den ersten Blick. Der Ausdruck ihres ganzen Wesens war entschieden deutsch. Hellblondes Haar und blaue Augen waren noch die geringsten Merkmale dieses Typus. Anspruchslos und züchtig war ihre ganze Haltung und Erscheinung und in ihrem Antlitz, das weder schön noch häßlich war, zeigte sich auch ein wunderbares Gemisch von schwärmerischer Träumerei und opferfreudiger Hingebung, fast von Klarheit und Willenskraft im Gegensatze zu dem Manne an ihrer Seite, zu dem man sie in keine bestimmte Beziehung zu bringen wußte.

Wenigstens ging dies dem Maler Felix Lindenberg so, der schon vor einigen Wochen in Rom die Bekanntschaft Mr. Kenningtons und Fräulein Leontine Sternthals gemacht hatte. Ein Zufall hatte dieselbe veranlaßt. An einem der Tage, wo Roms Kunstschätze dem Publikum zugänglich, durchwogte eine zahlreiche Menschenmenge den Vatikan, seine Kapellen und Loggien. Da störte den aufmerksamschauenden Maler der laute Ruf eines Engländers: Ob Niemand eine kleine Dame im grünen Schleier und grauen Reisekleid gesehen? Fast Niemand achtete auf die hastig hervorgestoßene Frage — aber Felix entsann sich, daß er vorhin in der Kapelle des heiligen Sixtus mit einer

kleinen Deutschen gesprochen und an ihrer tiefsinnigen Begeisterung die mehr war als die Phrase der Salonbildung und großstädtisches Kunstgeschwätz, sich erbaut hatte. Etwas wie ein grüner Flor war ihm dabei zuweilen störend in den Gesichtskreis gekommen und er wandte sich nun fragend an den Engländer: ob die Gesuchte eine Deutsche sei? Ganz recht, antwortete dieser — ich bin ihr Reisecavalier und habe sie hier aus dem Gesicht verloren — wir sind eben erst in Rom angelangt, haben noch kein bestimmtes Quartier und wenn wir uns in diesen Räumen nicht wieder zusammenfinden, so weiß ich nicht, wenn und wo es geschehen kann!" Felix, der seine Landsmännin später gesehen, hatte sie mit suchen helfen und zuerst wiedergefunden. Dienstfertig und anschließend wie er war und nicht zum Erstenmal im Vatikan hatte er den Führer des Paares gemacht, und da er hörte, daß sie einige Wochen in Rom bleiben wollten, das ihnen noch ganz fremd war, sich ferner zu diesem Amt erboten. Ein Anerbieten, das um so annehmlicher schien, als den Fremden der Zutritt zu den Künstlerkreisen erschwert ist und das Geleit eines Künstlers zu manchen Sehenswürdigkeiten fast unentbehrlich. Der Engländer wußte nicht recht, was darauf erwidern — er fühlte sich dem zuvorkommenden Maler zu Dank verpflichtet, sonst hätte er kurz und stolz sein freundliches Erbieten abgelehnt — und dazu sah ihn seine Begleiterin mit zu bittenden Blicken an, es anzunehmen — und er nahm es an, wenn auch nur mit einer Art von Herablassung, die durch Leontinens zar-

teres Betragen, voll Dank und Freude einen Landsmann gefunden zu haben, gemildert und erträglich gemacht ward. Der Engländer stellte sie ihm als Verwandte vor und Leontine theilte ihm später einmal mit, daß Mr. Kennington Wittwer sei und um sich zu zerstreuen reise und daß man in seiner Gegenwart nicht von Liebes- und Gattenglück sprechen dürfe, weil er dann wieder dem quälendsten Schmerze sich hingäbe und bat dem Maler, mit ihrem Reisegefährten und seiner Reizbarkeit seines traurigen Gemüthszustandes wegen Schonung zu haben.

Der Maler befolgte diesen Wink und wagte auch nie einen indiskreten Versuch, mehr von der Vergangenheit und dem gegenseitigen Verhältniß dieses Paares zu erfahren, so sehr es ihn auch interessirte, weil es ein so seltenes zu sein schien. Es ward ihm auch nicht klarer, seit er aus ihrem Führer in Rom ihr Reisegefährte in der Schweiz geworden. Der Engländer erklärte eines Tages, daß er Briefe erhalten, denen zu folge er den letzten Mai in Brunnen am Vierwaldstätter See sein müsse. Der Maler hatte schon früher davon gesprochen, daß er nur bis zum Frühjahr in Rom bleiben, dann in der Schweiz reisen und im Herbst nach München zurückkehren wolle. Jetzt fragte ihn der Engländer kurz und gut, ob er gleich mit ihnen reisen wolle, damit Fräulein Sternthal, die, eine geübte Landschaftszeichnerin, unter der Leitung Lindenbergs ihr Talent vervollkommnet hatte, diese Studien nicht wieder abzubrechen brauche. Der Maler war von jener Mittheilung, wie von diesem Anerbieten

überrascht und sagte zu — theils weil sich ihm der Engländer schon als ein großmüthiger Kunstmäcen erwiesen und er, der arme deutsche Künstler, eine einflußreiche Gönnerschaft nicht von der Hand weisen wollte, theils auch, weil das Geheimnißvolle, das für ihn diese beiden Personen umgab, ihn anzog, er gern mehr davon erfahren hätte und zugleich es ihm Freude war, Leontinens sich schnell entwickelndes Talent weiter auszubilden.

Als jetzt die drei Reisenden in Brunnen vom Dampfschiff gingen, war jedes von ihnen mit seinen Augen und Gedanken in verschiedener Weise beschäftigt. Felix sah neidisch hinüber, wie der junge Geistliche, der an ihm achtlos vorüber schritt, von Liesli und ihrem Vater voll Herzlichkeit bewillkommnet ward, wie lange er Lieslis Hand fest in der seinigen hielt und ihr in die klaren Augen schaute — was war er ihr: was ging er sie an? wozu diese Vertraulichkeit mit einem katholischen Priester? es war ihm, als müsse er Liesli von ihm wegreißen, sie beschwören, keine Gemeinschaft zu haben mit ihm, sie vor ihm zu warnen, wie sie ihn vor den Wölkchen warnte, das so harmlos und freundlich an der Seite des Pilatus schwebte und doch den Donner verkünden sollte — und wie er noch so am Ufer stand und hinüberschaute zu dem „Walther Fürst“, auf dem eben die Signalglocke das Zeichen zum Abschied gab: da war es ihm, als wären Lieslis Blicke den seinigen begegnet und als habe sie mit ihrem weißen Tuche lächelnd nach dem Pilatus hinauf gewinkt und gezeigt, wie um noch

einmal ihre Prophezeihung zu wiederholen — da ward ihm das tief bedeutsam und er murmelte leise vor sich hin: „Und wenn auch das Unwetter kommt und aus der kleinen lichtweißen Wolke der ganze Himmel in düsteres Schwarz sich kleidet, den schönen See aufwühlt und sein Brausen mit dem Donner der Lawinen und der Wolken sich mischt — was ist da weiter? Sei und bleibe nur von den andern Wettern bewahrt, holdes Mädchen, die das Geschick oft über ein Menschenherz dahinbrausen läßt, das immer nur blauen Himmel über sich und nach keinen warnenden Wölkchen fragte, noch ihm glaubte" — und im nächsten Augenblicke mußte er über sich selber lächeln: denn er glaubte dem Wölkchen ja auch nicht — und schon war das eilende Dampfschiff seinen Blicken so weit entrückt, daß er die einzelnen Personen darauf nicht mehr erkennen konnte und nur die große stolze Flagge sah mit dem weißen Kreuz auf rothem Felde die der Südwind jetzt majestätisch entfaltete, daß sie das ganze Schiff und alle seine Passagiere vor seinen Blicken barg. Und wie er nun einmal ins Spiel der Ahnungen und Vergleiche gekommen, so kam es wieder wie ein leiser Schauer über ihn, indem er unklar dachte: Du willst mir wieder mit dem Zeichen Deines Pilatus drohen und Dein stolzes Schweizerbanner will Dich mir verbergen und entführen — aber ich werde Dich doch wiedersehen, im katholischen Luzern, und wenn Deine Prophezeihung nicht eintrifft, werde ich Dich damit necken! — Und wenn sie nun eintrifft? — er gab sich selbst keine Antwort darauf,

weil er noch einmal zum Pilatus sah und mit Kopfschütteln bemerkte, wie aus dem Wolkenstreifen an seiner Seite schon mehr als ein Degen geworden, wie schon auch der Schild und eine ganze Rüstung daneben sich erhoben. —

Der Engländer eilte in das nächste Hotel am See und fragte nach Herrn Georg Sturm — indem er dem Portier die eigne Karte gab.

Nur Leontine war jetzt von keinem Nebeninteresse beschäftigt. Sie gab sich ganz dem Zauber der Natur hin, mit dem diese herrliche Gegend allmächtig auf ihr ganzes Wesen wirkte. Da stand sie an dieser wunderbaren Stelle, wo der Weltgeist sich selbst urewige Hymnen gedichtet, die zu Preis und Anbetung auch die ruhigsten Seelen emporreißen. Dahin brauste das Dampfschiff und der See war still und einsam. Rings umstanden ihn die gewaltigen Berggiganten, einer über den andern emporragend, als hätten sie ein heiliges Wächteramt zu verwalten, Jahrtausende lang diese heilige Stätte zu hüten, dies tiefe Becken mit geweihetem Wasser, über das die ewige Hohepriesterin Natur selbst den Segen gesprochen. Da hob einer über den andern das ehrwürdige Haupt empor in göttergleicher Ruhe und wenn goldene Sonnenstrahlen an ihren herab oder heranglitten, so war es wie das selige Lächeln des Allgeistes über die Herrlichkeit der eignen Schöpfnug. In so feierlicher Ruhe spielten auch die glatten Wellen des Sees und warfen nur leichte Silberperlen über das wunderbare dunkle Blau, das an seine schauerliche Tiefe gemahnte. Und über

diese unheimliche Stelle, unter der erst viertausend Fuß tief das Senkblei den felsigen Grund gefunden, ruderte der leichte Nachen von einer einsamen Schifferin gelenkt, die an keine Gefahr zu denken schien und drüben am jenseitigen Ufer, nahe bei einem jener kleinen Häuser anlegte, die an einer Felswand schwebend nur von dem See aus zugänglich sind. Rechts davon zeigte sich eine grüne Alpe, an deren Abhängen prächtige Kühe von allen Farben mit munteren Ziegen und silberglänzenden Lämmern um die Wette sprangen. Aber links stürzte sich zwischen schroffen Felsenwänden, deren scharf sich abschneidendes Geschiebe zu lehrreichen Tafeln der Schöpfungsgeschichte ward, ein brausender Wasserfall jählings und so tief hinab von der höchsten Höhe, daß es schien, als käme der lange zitternde Wasserstrahl vom Himmel selbst herab, so glänzend wie ein Blitz, aber seine Dauer statt nach Minuten nach Jahrtausenden zählend.

Leontine stand in trunkenem Selbstvergessen und schaute und betete an.

Der Maler trat jetzt zu ihr und sagte: „Meinen Sie nicht auch, daß hier gut sein ist und daß man Wochen und Monden wird gern in dieser Wunderwelt weilen mögen? Aber wo ist Mr. Kennington? wir haben ihn nun doch aus den Augen verloren.“

„Ich blieb hier bei dem Gepäck,“ antwortete Leontine, „indeß er erst wiederkehrend bestimmen wollte, in welches dieser Gasthäuser es gebracht werden sollte, da wir, wie

Sie wissen, hier einen Bekannten erwarten, der sich vielleicht schon einquartiert hat."

„Zum Glück ist hier die Reihe der Hotels nicht so groß wie in den meisten Schweizerseestädten"; sagte der Maler, „aber sehen Sie hier diese rohe Freskomalerei, Walther Fürst, Melchthal und Stauffacher, die den Freiheitsbund beschwören — der Seeseite zugekehrt, sieht man diese grotesken Gestalten schon von Weitem — es ist doch eine historische Erinnerung, durch die der Schweizer sich selbst ehrt, wenn wir dabei auch unwillkührlich denken, daß Natur und Geschichte dieses Landes so groß sind als seine Kunst armselig und klein."

Aus dem Hotel zum „Stern", welches dem See am Nächsten lag, kam jetzt ein Hausknecht heraus und fragte nach der englischen Herrschaft, er sei beauftragt sie und ihr Gepäck abzuholen.

„Ihr Auftrag wird wohl an uns gehen", sagte Felix, „aber wir sind keine Engländer, sondern Deutsche." —

„Aber der Herr, der zu uns gehört, ist ein Engländer", sagte Leontine, damit der Hausknecht nicht irre gemacht werde.

„Nun das kann auch nicht anders sein," sagte dieser, „denn außer einigen Engländern, die es nicht erwarten können, reist kein Mensch so früh in die Schweiz, wo kaum das Vieh auf den Alpen ist und die Menschen noch nicht auf die Berge können, die Seen immer unruhig sind und gewaltige Donnerwetter kommen."

„Wird es auch heute eines geben?“ fragte Leontine.

„Das kann wohl kommen,“ antwortete der Gefragte, und da er sich den Himmel und die Alpen näher angesehen, fügte er hinzu: „Ich glaube es kommt noch vor Abend. Wollen Sie heute noch weiter?“

Der Maler antwortete: „Wenigstens uns im Freien umsehen hier in der Gegend.“

„Zu weit dürfen sie sich schon nicht versteigen,“ sagte Jener, indeß Leontine sich zum Maler wendete:

„Wenn Mr. Kennington seinen Freund gefunden, so ist er vielleicht zu erschüttert um Sie zu begleiten, und ich weiß nicht, ob ich ihn dann allein lassen kann, noch weniger wäre Ihnen dann unsere traurig erregte Gesellschaft zuzumuthen — nehmen Sie keine Rücksicht auf uns, sondern brechen Sie auf, sobald es Ihnen beliebt.“

„Sie treiben mich fort und die Schweizerin warnte mich,“ lächelte der Maler, „wem soll ich gehorchen?“

„Immer am Besten sich selbst,“ antwortetete Leontine, indem sie in das Gasthaus trat.

---

## II.

## Eine Verlobung.

„Als ich zum Jüngling stolz herangereift,
Bin ich durch Meer und Land umhergestreift.
In Süd und Norden weilt ich gern und lang,
Doch zog mich's mit geheimnißvollem Drang
zurück zur Heimath."
Friedrich Bodenstedt.

Luzern ist eine alte düstere Stadt mit engen, krummen Gassen im Innern und hohen, oft unheimlich aussehenden Häusern. In den Physiognomien der Gebäude, wie in denen ihrer Bewohner, liegt noch heute ein unbeschreibliches Etwas, das an Jesuitenthum und Sonderbund erinnert. Aber hat man die hölzernen überdeckten Brücken, die über die schäumende, dunkelgrüne Reuß führen, überschritten, die wildtobend hier in den Vierwaldstädter See sich stürzt, und sieht von der Stadt hier Nichts, als die eleganten

Fronten der Hotels und Kaffees, die den See entlang mit einander abwechseln, wo die Dampfschiffe fast stündlich Reisende aller Nationen entladen und aufnehmen, die in allen Zungen Fragen und Antwort finden; so wird uns wieder nicht nur so schweizerisch-republikanisch, sondern so weltbürgerlich zu Muthe, als gäbe es keine Schranke mehr unter den Völkern, als vereinige Alle ein gemeinsames Interesse. Und weicht man aus diesem Gewühl, den See entlang zu wandeln, so ist es die Natur in ihrer großartigsten Herrlichkeit, die uns umfängt, zum anbetenden Staunen uns hinzureißen. Das Herz wird groß und weit und die Brust athmet frei und leicht, wenn der Blick zu den nahen und fernen Alpen schweift, und die Lippe flüstert mit seligem Lächeln: sei gegrüßt, du Paradies!

So wenigstens rief mehr als einmal ein junger Mann, der, dem Dampfschiff entronnen, durch die breite Promenade eilte, die den See entlang an Luzern vorüber führt. Bald schlug er einen schmalen mühsamen Fußweg ein. Zu seiner Rechten war der See, zur Linken Gärten und Weinberge, in denen zierliche Landhäuser unter Grün und Blumen halb verborgen lockend hervorlauschten. Eine dieser Besitzungen, nach einer rasch zurückgelegten halben Stunde erreicht, war das Ziel des jungen Mannes. Er war ein echter Sohn dieses Landes, groß und breit gebaut, rüstig und gewandt in allen seinen Bewegungen. Sein Gesicht, von gesunder und frischer Farbe, zeichnete sich auf den ersten Blick durch einen zugleich gewinnenden und gebietenden

Ausdruck von Offenheit und Freimuth aus, der um seinen schönen rothen Mund, unter dem braunen Bart zu einem Zug der Ueberlegenheit ward, den anmuthiges Lächeln milderte. Auf der hohen Stirn unter dem dichten Haar schienen hohe Gedanken zu thronen, und aus den blauen Augen unter den kühn geformten Bogen leuchtete Freude am Leben und kühnes Erfassen seiner höchsten Tendenzen. Sein Gang war rasch und elastisch, seine Kleidung eine einfache leichte Sommertracht, zu welcher der niedere, runde Strohhut vortrefflich paßte.

Als er an das grünangestrichene Gitterthor kam, welches ihn zu seinem Ziele führen sollte, stand er einen Augenblick lauschend und schauend still, wie um das Terrain zu recognosciren, das er betreten wollte. Ein breiter, mit grobem hellfarbenen Kies dicht bedeckter Weg führte in Windungen um Rasen- und Blumenbosquets zu einer Terrasse aufwärts, wo im Schatten breitgeästeter Platanen ein zierliches Landhaus stand, im idealisirten Schweizergeschmack erbaut. Das überhängende Dach schützte eine außen umlaufende Gallerie vor den senkrechten Sonnenstrahlen und Gewitterregen und von unten wand sich das üppige Grün von Aristolochien, Kürbißpflanzen und Winden hinan, unter der Gallerie einen schattigen Laubengang bildend. Vor der schön in Holz geschnitzten Hausthür, mit einer Halbsonne von buntem Glas darüber, prangten allerlei blühende Sträucher von fast tropischer Pracht. Balsamischer Duft entströmte ihnen und schwebte mit der ganzen Wonnefeier

der Vermählung des siegesmuthigen Genius des Lenzes mit der üppigen Nymphe des Sommers über diesen freundlichen Landsitz, dem die grünen Wogen des Sees so nahe rauschten, und welchen Pilatus und Rigi, aus dem hohen Chor der anderen Alpen herausragend, schützend begrüßten.

Ganz einsam schien es hier. Der Ankommende spähte mit seinen Augen durch den Garten, die Terrasse hinauf, ob Niemand komme ihn zu begrüßen — hätte er früher nach einem Seitenfenster geblickt, würde er wohl bemerkt haben, wie ein holder Mädchenkopf sich schnell davon zurückzog bei seinem Kommen — jetzt war er schon verschwunden da der Wanderer auch dahin blickte, aber die Hausthür offnete sich und ein junger Mann im langen Rock und der Tonsur des katholischen Geistlichen trat daraus hervor.

„Uli! Willkommen!" rief er dem Ankömmling entgegen, „Walther!" antwortete dieser, und statt weiter etwas hinzuzufügen, war er mit einem Satze bei ihm und schloß ihn in seine Arme.

„Wir hatten Dich heute noch nicht erwartet," entgegnete Walther; „Du schreibst, daß Du einen der letzten Tage dieser Woche kömmst, heut ist erst Donnerstag — wir meinten Du würdest erst den Samstag kommen — bei so ungewissen Anmeldungen denkt man immer erst an den letzten Termin."

„Doch nicht, wenn man zu einer Braut reist?" antwortete Uli, aber sich besinnend, daß er zu einem Cölibatair

sprach, fügte er schnell hinzu; „hat auch Jungfer Lisli so gedacht?"

„Ihr wäre es wenigstens nicht zugekommen, andere Voraussetzungen zu haben," sagte Walther. „Jetzt sah sie Dich vom Fenster aus und rief es mir zu, ich eilte Dir entgegen, indeß sie in die Küche geschwunden ist, um das Abendtrinken für Dich mit einzurichten."

„O, mir wäre doch lieber gewesen, sie hätte mich mit Dir bewillkommnet, statt einen Marthadienst zu übernehmen, für den es andere Hände giebt!" rief Uli, indeß Jener ihm vorwurfsvoll entgegnete:

„Du wirst doch nicht etwas von meiner Schwester verlangen, das sich so wenig schickt?"

Uli schüttelte zwar ein wenig verdrießlich mit dem Kopfe, aber er war doch zu sehr Schweizer, als daß ihm nicht diese Ansicht von Schicklichkeit hätte geläufig sein sollen; wenn er auch zuweilen nahe daran war sich selbst eine andere zu bilden, so kannte er doch hinlänglich den strengen Brauch im Hause seines künftigen Schwiegervaters, des Herrn Landammann Kuno Suter, um mehr als eine flüchtige Andeutung fallen zu lassen, daß er nicht ganz damit einverstanden sei. Er fragte daher zunächst, ob dieser daheim sei.

„Er ist in Geschäften in der Stadt," antwortete Walther, „aber er wird noch vor Abend zurücksein. Komm, wir wollen uns an diese schattige Stelle setzen; die Frauen werden uns noch zeitig genug abrufen, oder zu uns kommen.

Es ist so lange, daß wir uns nicht gesehen. Sieben Jahre sind vergangen — eine lange entscheidungsvolle Zeit! Du hast Dich viel in der Welt umgesehen und wirst viel zu erzählen haben. Unser Briefwechsel, der Anfangs so heftig war, ist später sehr sparsam geworden — es mochte daran liegen, weil unsere Lebensanschauungen und Sphären mächtig anfingen auseinander zu gehen — um so mehr freut es mich, daß Du wieder zu uns zurückgekommen und die Wünsche der Väter erfüllen willst. Ich meine, Du wirst es nicht bereuen."

„Ich hoffe es auch," antwortete Uli, „ich bin auch gar kein Charakter, der darauf angelegt ist zu bereuen. Wenn Liesli anders geworden, als ich denke, oder wenn sie selbst eine andere Neigung im Herzen trägt —."

„Uli!" unterbrach ihn der Kaplan streng und finster: „Sprich nicht unwürdig von meiner Schwester!"

Uli sah den Jugendfreund verwundert an; der Ausdruck seines Gesichtes verrieth eine aufbrausende Antwort, aber er mäßigte sich indem er sagte: „So viel ich weiß, machten unsere Väter aus dem, was ein natürlicher Wunsch sein mochte, nicht ein unnatürliches Gebot, weder mein, noch Liesli's freier Entschluß sollte durch diese vorläufige Verabredung beschränkt werden; es sollte mir leid thun, wenn Liesli eine andere Ansicht von der Sache beigebracht worden wäre — ich wenigstens gestehe, daß ich um dieses väterlichen Wunsches willen meinen Gefühlen keinen Zwang angethan habe, noch denselben anzuthun gedenke."

„Du bist ein Mann," sagte Walther, „übrigens ziemt es mir nicht über diesen Punkt mit Dir zu rechten — allein ich wüßte nicht, was ich von einem sittsamen Mädchen denken sollte, das sich durch Elternwillen zur Braut eines Jugendgespielen bestimmt weiß und einem Andern sich zuneigen sollte. Jene Bestimmung ist hier bekannt und hat alle Freier von ihr fern gehalten — und Du wirst doch nicht gar meiner Schwester zutrauen, daß sie früher einen Mann lieben sollte, als dieser um sie geworben?"

„Ich würde darin nichts Wunderbares, noch weniger etwas Schlechtes finden," entgegnete Uli, „ich muß gestehen, daß es mir lieber gewesen wäre, man hätte Liesli, so gut wie Andere, im Ungewissen über jene väterliche Bestimmung gelassen, damit ihre Wahl frei geblieben wäre; so bin ich ihr Nichts als ein aufgedrungener Bräutigam und werde niemals den Verdacht los werden, daß ihr Herz nicht mich gewählt hätte, wenn es frei hätte reden dürfen."

„Du hast wunderliche Grillen und Ansichten," sagte der Kaplan; „ich fürchte, Du hast sie in der Fremde durch emancipirte Französinnen und Engländerinnen eingesogen, deren Verschrobenheiten uns hier schon lächerlich und widerwärtig genug sind, wenn wir sie nur als Reisende unser Land durchstreifen sehen —"

„Diese Engländerinnen und Französinnen führen mich eben zu Liesli zurück;" sagte Uli sehr ruhig und bestimmt. „Jene ermüdeten mich durch ihren kalten Hochmuth, ihre Schroffheit und Vielwisserei, wodurch sie sich selbst und An-

dern das Leben nicht schöner und reicher, sondern nur gleichgültiger und nüchterner machten — diese aber, die Französinnen, gaben mir durch berechnete Anmuth und elektrische Lebendigkeit nur ein Interesse, dessen Dauer sich ebenso berechnen ließ und dieselbe elektrische, schnell entstehende und vergehende Wirkung hatte — ich kam zu der Ueberzeugung, daß mich auf die Dauer nur die einfache natürliche Weise der Töchter unseres Landes beglücken könne — ich dachte mit Sehnsucht an Liesli, deren holdes Bild aus zartem Mädchenalter mir vorschwebte — und da meine Rückkehr beschlossen war, schrieb ich Dir — und nun läßt Du mich immer noch warten, bis ich sie sehe! Komm mit mir in's Haus und wenn sie sich versteckt hat, wollen wir sie suchen!"

„Dort kommt der Vater," antwortete Walther dem Ungeduldigen: „wir wollen ihm entgegengehen." Arm in Arm gingen Beide den Weg hinab.

Oben trat jetzt Liesli aus dem Haus; sie war ganz ebenso gekleidet wie vor drei Tagen, als sie auf dem Dampfschiff „Walther Fürst" mit ihrem Vater fuhr und in Brunnen ihren geistlichen Bruder empfing. Nur der Strohhut und die Handschuhe fehlten. Aber höheres Roth als damals schien auf ihren Wangen zu glühen. Sie hatte vorhin vom Fenster aus Uli kommen sehen und hatte ihrem Bruder und Tante Babette ihn angemeldet. Mit dieser traf sie Anordnungen zum Kaffee, dann verschwand sie in eine Vorrathskammer im Erdgeschoß, die ein kleines, hinter

feinem Drathgitter offen stehendes Fensterchen hatte, das, von Außen von grünen Blätterranken versteckt, gerade da mündete, wo die beiden jungen Männer sich niedergelassen. Uli entgegen zu gehen hatte sie für unschicklich gefunden — gesehen hatte sie ihn, wie erwähnt, vom Fenster aus, als er kam, durch dieses hier war er ihr von den Blättern fast verborgen, aber sie konnte hören, was er sprach. Um so aufmerksamer lauschte sie, als sie vernahm, daß von ihr selbst die Rede war. Fast fühlte sie sich verletzt, daß Uli es noch nicht als entschieden zu betrachten schien, daß sie seine Braut sei (denn ihr war es immer so gesagt worden), daß er von den Engländerinnen und Französinnen sprach, als habe er ganz genaue Bekanntschaften unter ihnen gemacht, indeß sie um seinetwillen in fast klösterlicher Zurückgezogenheit gelebt hatte — und wenn auch seine letzten Worte ihrem Stolz wieder schmeichelnd versöhnten, es war doch etwas wie ein Stachel gekränkter Mädcheneitelkeit in ihrem Herzen zurückgeblieben. Was bei ihr für ihn hätte sprechen sollen; daß er ihr und sich dem Elternwunsche gegenüber das Recht der freien Wahl verstattet wissen wollte, das beleidigte sie, weil sie nichts wußte von den Rechten des Herzens und wie sie, ohne nur einen Widerspruch für möglich zu halten, dem Wunsche des Vaters sich gefügt, so dachte sie müsse es Uli auch und es sei verletzend für sie, sich das erst überlegen zu wollen. Durch diesen Ideengang einmal gereizt, nahm sie sich vor, ihn das auch merken zu lassen. Der schwan-

kende Bräutigam sollte es empfinden, daß die Braut sich selbst hoch im Werthe halte.

Sie breitete jetzt ein blendendweißes Damasttuch über den steinernen Gartentisch, setzte zwei Körbe mit Gebäck darauf, zwei Glasschalen mit frischer Butter und goldenglänzendem Honig angefüllt, indeß Tante Babette mit einer mächtigen Kaffeekanne und den nöthigen großen henkellosen Tassen kam. Lieslis Mutter war vor fünf Jahren gestorben und da sie selbst damals nur eben gefirmelt worden und noch unfähig war allein einem Haushalt vorzustehen, so war Jungfer Babette Suter, die Schwester des Landammann Suter, in das Haus gekommen. Eine strenggläubige bigotte Katholikin, hielt sie auch in jeder andern Beziehung auf enge Formen der Schicklichkeit und quälte mit ihrem starren Festhalten an alten Gebräuchen und Sitten das ganze Haus, am Meisten aber die heitere Liesli, die unter diesem frommen Zwange Vieles von ihrer früheren leichten Anmuth einbüßte, mit der sie, so lange noch ihre Mutter lebte, mit kecker Naivetät in das Leben geschaut. Sie liebte die Tante Babette nicht und versuchte oft sich übermüthig gegen dieselbe aufzulehnen, aber allmälig verließ sie doch diese kindliche Kraft und ohne es zu wollen nahm sie etwas Steifes und Kaltes an, das früher ihrem innersten Wesen fremd war. Tante Babette war es von Allen am Meisten, die ihr immer vorredete, daß sie Herrn Uli Fehringers Braut sei und knüpfte daran eine lange Reihe von Dingen, die sich alle für eine Braut nicht schick-

ten, und so war sie dadurch von unzähligen harmlosen Jugendfreuden ausgeschlossen, ohne in dem aufgedrungenen Verhältniß einen Ersatz zu finden. Denn der Bräutigam war fern und kein Briefwechsel ward zwischen ihm und ihr zum Vermittler, noch geschah von seiner Seite etwas, an die Verlobung zu erinnern, die von den Eltern beschlossen war; aber das genügte Allen und mußte auch Liesli genügen.

Fürsprech Fehringer, Uli's Vater und Kaufmann Suter waren Freunde von Jugend auf. Beide strenggläubige Katholiken und zu derselben politischen Partei gehörend, die, dem Sonderbund zugewendet, am alten Herkommen mit eiserner Consequenz festhielt, hatten sie sich für alle Zeit fest aneinander geschlossen. Beide stammten aus bemittelten, alten und schweizerischen Patriciergeschlechtern, in denen diese Freundschaft immer bestanden hatte und fortgeerbt war von Geschlecht zu Geschlecht. Es gab bei ihnen darauf bezügliche alte Familientraditionen, auf die sie einen großen Werth legten, auch waren sie mehrfach miteinander verwandt und verschwägert; es war schon mehr als einmal vorgekommen, daß ein Suter eine Fehringer geheirathet hatte und ein Fehringer eine Suter. Aber jetzt waren die Seitenlinien ausgestorben und die Geschlechter blühten nur noch in den oben erwähnten zwei Familien, die nur im dritten Grade miteinander verwandt waren. Herr Suter hatte nur diese zwei Kinder am Leben. Sein Sohn Walther hatte sich dem geistlichen Stande gewidmet und seine Tochter Liesli, die Pathe des Fürsprech Fehringer, war von die-

sem zur Braut seines einzigen Sohnes Uli schon in den Kinderschuhen erkoren worden. Die Kinder wuchsen zusammen auf, die Söhne, von gleichem Alter, waren unzertrennliche Gespielen und wie Brüder sich zugethan, indeß sie mit der kleinen, sieben Jahre jüngeren Liesli erst wie mit einer Puppe tändelten, dann sie als Schwester belehrten und beschirmten — in der engen Schulstube und ihren Forderungen so wohl, als draußen im Freien, beim Laufen und Klettern auf gefahrvollen Wegen und Stegen. Nach des Vaters Wunsch sollte sich Uli zwar auch seinem Lebensberuf widmen und Jurist werden, allein er hatte durchaus keine Neigung dazu und weit mehr Talent zur Mathematik und zu den technischen Wissenschaften. Man mußte ihn gewähren lassen und nachdem er die polytechnischen Studien durchgemacht, so weit sich dies damals in der Urschweiz ermöglichen ließ, sandte man ihn zur Vervollkommnung derselben ins Ausland, zunächst nach Brüssel, von wo seine Mutter stammte, deren Bruder dort als einer der ersten Ingenieure lebte und Eisenbahnbauten leitete. Durch seine Vermittlung kam er immer weiter in der Welt herum, studirte und vervollkommnete sich in seinem Fache und kehrte nun in die Schweiz zurück, dem Vaterlande seine Dienste anzubieten. So war er sieben Jahre entfernt gewesen. Als er vor der langen Reise — er war damals ein und zwanzig Jahre alt — von seinen Eltern schied, hatten ihm Beide schon ihren Wunsch angedeutet, daß Liesli Suter dereinst seine Gattin werden möge, und Suter selbst hatte ihm beim Abschied

versprochen, die Tochter ihm aufzubewahren. Uli hatte keine Antwort darauf gehabt. Die Sache schien ihm mehr lächerlich und scherzhaft als im Ernst gemeint. Er selbst war im Augenblicke nur ganz von seinen Studien und von seinem Lebensplan erfüllt, von der Erwartung, neue Länder und Menschen zu sehen, in ein neues, großes, bewegtes Leben sich zu stürzen und darin die eigne Kraft zu erproben, als daß er an ein Mädchen und gar an ein künftiges Weib hätte denken mögen — aber Liesli war ja doch so hübsch, so lieb und gut — er wollte und konnte nicht nein sagen. So war er fortgegangen in die weite Welt. Indeß es darin ihn da und dorthin trieb, waren seine Eltern gestorben. Ein epidemisches Fieber hatte Beide dahingerafft, ehe eine Kunde von ihrem Erkranken ihn erreichen konnte. Tief bewegt von dem schmerzlichen Verlust hatte er darum um so länger mit der Rückkehr gezögert, bis das Schweizerheimweh und das Verlangen, dem Vaterlande seine Kräfte zu widmen, ihn zurück trieb. Im Testament seines Vaters war Liesli als seine Braut genannt und als solcher war ihr der ganze kostbare Familienschmuck seiner Mutter vermacht worden. Uli meldete seine Rückkehr seinem Freunde Walther Suter an, mit dem er indeß in Briefwechsel geblieben und schrieb, daß er kommen und um Liesli werben werde, wenn ihre Herzen in Liebe sich zusammen fänden.

So war er denn gekommen.

Herr Suter hieß ihn gleich bei dieser ersten Begrüßung freundlich, wenn auch ein wenig ceremoniell willkommen

als seinen „Herrn Sohn und Eidam“ und wandelte an seiner Seite die Anhöhe hinauf zu der Terrasse, wo Babette und Liesli am Kaffeetisch walteten. Auch die Jungfer Muhme Babette war in die luzerner Nationaltracht gekleidet, nur ohne jenen Beisatz modischer Eleganz, den ihr Liesli zu geben verstanden. Auch das gefältelte Hemdchen und die silbernen Achselketten fehlten, statt jenen trug sie ein buntseidenes Tuch unter dem hoch hinaufgehenden Mieder und auf dem Kopf ein schwarzes Riegelhäubchen, das die grauen borstigen Haare fast ganz verbarg. Sie hatte eine dürre knochige Gestalt und etwas Verdorrtes und Knöchernes in ihrer ganzen Erscheinung wie auch in ihren Gesichtszügen, in denen eine unendliche Herbe lag. Ihre dunklen funkelnden Augen schienen mit wundersamer Beweglichkeit in demselben Moment nach verschiedenen Seiten sehen zu können, so daß Nichts ihren lauerndbeobachtenden Blicken zu entgehen vermochte. Ein Paar dunkle Male an den Wangen, auf denen mit der Zeit graue Haarborsten hervorgewachsen waren, gaben ihrer ohnehin abstoßenden Erscheinung noch etwas hyänenartiges, das sie zugleich unheimlich machte. Uli hatte sie in seinen Jünglingsjahren nur wenig gesehen, da sie damals nicht in Luzern, sondern in Uri auf dem Lande lebte als Wirthschafterin eines verwandten katholischen Geistlichen, aber er hatte aus seinen Knabenjahren mehr als eine unangenehme Erinnerung an sie. Schon damals, wo ihr Alter noch nicht ihre Grämlichkeit entschuldigen konnte, hatte sie, wenn sie zu Besuch in

Suters Haus war, den Kindern manche unschuldige Freude verbittert oder verboten und war immer eine unerbittliche Anklägerin und Richterin der Knaben gewesen, wenn diese in harmlosen Spielen einmal etwas unbändig und ausgelassen gewesen waren. Diese eben nicht angenehmen Erinnerungen, die damals dem kindlichen Gemüthe sich schneidend eingeprägt, wachten im Augenblick in Uli wieder auf, als er diese widerwärtige Gestalt neben der Liesli's gewahrte, die verschämt die Augen niederschlug und den rückkehrenden Jugendgespielen, statt mit einem herzlichen Wort, mit einer stummen und steifen Verneigung begrüßte. Uli dachte sogleich: wenn Tante Babette nicht hinter Liesli stände, würde sie anders sein! und wie ein unheimliches, Abkühlung kündendes Wetterleuchten schoß der Gedanke durch seine Seele: und wenn nun Tante Babette immer so hinter ihr gestanden und sie nach ihrem Ebenbild und ihren Grundsätzen erzogen hat — wie dann? Aber das war doch nur einen Augenblick — im nächsten war Liesli's schüchtern zurückhaltendes Betragen ein neuer Reiz für ihn und bedurfte keiner Entschuldigung, da er sich sagte, daß jedes sittsame Mädchen verlegen und zurückhaltend vor dem ihr zum Bräutigam bestimmten Manne stehen werde — und es verdroß ihn um ihretwillen noch mehr als um seinetwillen, daß man diese alterthümliche Bestimmung ihr nicht geheim gehalten. Eben so wenig entsprach es seinen Ansichten, daß, ehe er selbst noch ein andres als kurz begeisterndes Wort gesprochen, Vater Suter seine, Ulis, Hand ergriff, in die Lieslis legte und feierlich sagte:

„Hier ist Dein Bräutigam, hier ist Ihre Braut, der Eltern Segen bauet den Kindern das Haus — wir haben sie für Sie und ihre Bestimmung erzogen, Herr Schwiegersohn, und Sie werden als echter Schweizer auch in der Fremde dem heimischen Brauch und Wesen treu geblieben sein und darum zu schätzen wissen, was ein echtes Schweizerkind ist und eine echte Schweizerehe und so gebt Euch immerhin den Verlobungskuß und dann wollen wir diesen Tag fröhlich mit einander sein!"

Liesli neigte wie ein geduldiges Opferlamm das Haupt, sonst stand sie unbeweglich, nur daß ihre Augen sich senkten und glühende Röthe ihr ganzes Gesicht übergoß; sie bog es zur Seite und Uli's Lippen berührten nur leise ihre Wangen und er flüsterte: „Jungfer Liesli, wir wollen es in Gottes Namen miteinander versuchen, wenn Sie mir nicht abgeneigt sind —"

Aber Walther unterbrach ihn mit einem priesterlichen Verlobungssegen und Tante Babette betete dazu murmelnd ihren Rosenkranz.

Uli ward seltsam zu Muthe. Er hatte sich seinen Empfang in diesem Hause doch anders gedacht — und eine Verlobung nun vollends ganz anders. Im Stillen dachte er: wenn ich mit Liesli allein sein werde, so will ich ihr mein ganzes Herz eröffnen und ihr sagen, daß kein Zwang uns aneinander fesseln soll, wenn uns nicht die innere Stimme sagt, daß wir einander gewählt haben würden auch ohne den Elternwunsch und alle diese Verabredungen — aber in Ge-

genwart dieser drei kalten förmlichen Menschen, deren Anblick schon das Herz zuschnürt, ist es besser, von Herzensangelegenheiten zu schweigen und allein mit ihr zu besprechen, was nur für uns allein gehört.

Die Braut blieb nicht lange an seiner Seite, sie schenkte den Kaffee ein und überließ den Männern die Unterhaltung zu führen. Die ward denn allmälig anregend und belebt, denn da Uli indeß so viel in fremden Ländern gelebt und ein gewandter Erzähler war, so brachte er Manches zur Sprache, das Alle interessirte, und wenn es sich dabei auch schon manchmal zeigte, daß die Ansichten des Erzählers und der Hörer auseinander gingen, so fanden sie sich doch immer wieder harmonisch zusammen, wenn Uli aussprach, was jeder Schweizer empfindet: daß die Fremde wohl gut sei, um Einiges in Kunst und Wissenschaft darin zu bewundern und von ihr zu lernen, daß, eine Weile in der Fremde zu leben, sich schon der Mühe verlohne, um in ihr Geld zu erwerben und sich auf die Heimath zu freuen — daß es aber auf die Dauer glücklich und zufrieden sich nur in dieser leben lasse — nur in den Alpen, wo jede Brust leicht und frei athmet und der einfache Sinn freier Bürger durch keine hohlen Formen und Gebote der Willkür beeinträchtigt werden kann.

---

## III.

## Vergangenes.

„Und dann nichts mehr; — Du wurdest nimmer wach,
Dein Auge brach, die Welt ward immer trüber;
Der Athem Gottes wehte durch's Gemach,
Dein Kind schrie auf, und dann warst Du hinüber."
Theodor Storm.

Mr. Kennington hatte Georg Sturm gefunden. Als der Engländer angekommen, war jener zufällig ausgegangen gewesen, aber er kam noch vor Abend heim. Der Maler Felix Lindenberg hatte allein einen Ausflug in die Berge gemacht und Leontine Sternthal saß angstvoll allein in einem Cabinett, das an jenes größere Zimmer stieß, in dem die beiden Männer weilten. Mr. Kennington hatte es so gewünscht: „Wenn Sturm kommt," hatte er zu ihr gesagt, „so lassen Sie mich ihn zuerst allein begrüßen und sprechen. Es ist immer eine Unterredung, die nicht in

Gegenwart einer dritten Person geführt werden kann, auch wenn für diese, wie bei Ihnen der Fall, kein Geheimniß dabei ist. Aber bleiben Sie in der Nähe — wenn Sturm Sie dann erst wieder sieht, so wird auf ihn diese wehmüthige Freude beruhigend wirken wie auf mich und die harmonische Ruhe Ihres Wesens, der feine Takt, welcher der Ausfluß derselben ist, wird uns wieder zu der nöthigen Selbstbeherrschung helfen, ohne die jedes andere als ein Einsiedlerleben unmöglich wäre."

Leontine hatte sich diesem Wunsch gefügt ohne ein Wort der Entgegnung, aber mit unendlichem Bangen dachte sie an dies Zusammentreffen — auch für sich. Sie hatte sich darauf vorbereitet, seit sie Georg Sturm's Aufenthalt erfahren und die Reise hierher angetreten — sie hatte sich selbst einzureden versucht, daß dies Wiedersehen sie nicht aus der frischen Ruhe ihres Wesens bringen werde, daß sie nicht fürchte, längst vernarbte und verborgen gehaltene Wunden würden auf's Neue auch bei ihr zu bluten anfangen — daß sie nur an die frischeren ihres Begleiters denke und der Ausbruch seiner Leidenschaft voll Schmerz und Reue es allein sei, wovor sie zittere. Aber jetzt erfaßte die Unruhe ihr eignes Ich — —

Sie hatte Georg Sturm noch nicht wiedergesehen, eben jetzt hörte sie seine Stimme im Nebenzimmer — eine Stimme, deren melodische Tenorlaute nur allzuwohl bekannt an ihr lauschendes Ohr schlugen. Seit sechs Jahren hatte sie diese Klänge nicht gehört — einst klangen sie ihr

wie das Morgenläuten eines anbrechenden Tages — jetzt wie das verhallende Grabgeläute ihrer Jugend. Aber die sechs Jahre waren verschwunden und versunken — sie hatten ihre Macht verloren und waren vergeblich gelebt worden! Jetzt war es nicht vor sechs Jahren, jetzt war es erst gestern gewesen, wo sie auch wie jetzt allein in einem Nebenzimmer weilte und durch die nur angelehnte Flügelthür dieselbe Stimme hörte — aber nicht ein Mann, ein weibliches Wesen war es, zu der sie sprach: „O meine heißgeliebte Anna! ich beichte Dir Alles! ich konnte schwanken zwischen Dir und einer Andern, die ich früher kannte als Dich und zu lieben wähnte. Aber es war nur ein kurzer Traum! ich überzeugte mich bald, daß sie kein Herz hat für süße und zärtliche Empfindungen, daß sie kalt und stolz ist und niemals vermögen wird einen Mann zu beglücken, noch durch Liebe glücklich zu sein! Sie empfindet das auch selbst und hat kein Verlangen nach Liebe, andere Träume erfüllen ihre Seele mit nebelhaften Idealen — sie wird ewig unglücklich sein und Jeden unglücklich machen, der mit Empfindungen der Liebe sich ihr nahen möchte, gleichviel ob sie ihn verschmähte oder erhörte — Du, süßer Engel, bist meine Retterin aus dem unseligen Zauberbann, der mich zu umgarnen drohte!" Drauf erklang die zärtliche Stimme ihrer geliebtesten Freundin: „Aber Georg! wenn sie dich doch liebt? wenn auf mich die Schuld fiele sie unglücklich zu machen!" — „Und mein Unglück wäre Dir Nichts?" klang vorwurfsvoll seine Antwort — „ich habe ihr kein Ver-

sprechen, sie hat mir keine Hoffnung gegeben — sie hat sich immer nur bemüht mich von sich zu verscheuchen, entfernt zu halten, sie wird ruhig athmen, wenn sie weiß, daß ich Nichts als ruhige Freundschaft für sie empfinde. Oder verlangst Du Beweise? sprich mit ihr von mir, von Liebe — Du wirst ihre Antwort vernehmen und beruhigt sein für immer!" „Beruhigt sein für immer!" hatte Leontine leise für sich wiederholt, „Du sollst beruhigt sein!" Mit diesem Entschluß hatte sie sich leise aus diesem nahen in ein entferntes Zimmer zurückgezogen. Hier hatte sie eine furchtbare Stunde thränen- und lautlos mit sich und dem eignen zuckenden Herzen gerungen, dann hatte sie ihre Freundin Anna Berneck aufgesucht, mit der sie in einem Hause wohnte, und mit erzwungner Fassung ihr angekündigt, daß sie längst im Stillen sich darum bemüht habe eine Stelle als Gouvernante in England zu erhalten, daß diese sich ihr jetzt geboten und daß sie in acht Tagen mit der englischen Familie, in der sie bis jetzt nur deutschen Unterricht gegeben, dahin abreisen wolle. Anna hatte staunend zugehört, das Scheiden der Freundin beklagt und forschend hinzugefügt: „Aber wird es Dir nicht schwer aus einem liebgewordenen Kreise zu scheiden? von Deinen Geschwistern? von mir — von Sturm?" Leontine hatte heiter lächelnd erwiedert: „Du nennst ihn, weil Du diese Trennung nicht ertragen könntest — ich werde ihn vermissen wie manche Andere, nicht mehr, nicht weniger — aber Du selbst hast Dich mit dieser Frage verrathen — leugne nur nicht mehr,

daß Du ihn liebst!“ Anna war an Leontinen's Herz gesunken und hatte ihr süßes Geheimniß bekannt — Leontinen's Antwort war ein inniger Glückwunsch. Niemand ahnete, was ihr das Alles gekostet — am wenigsten das Paar, das sich in Liebe gefunden. — Leontine war früh verwaist und lebte in Nürnberg im Hause eines verheiratheten Bruders, einen Theil ihres Unterhaltes sich mit Sprachstunden verdienend. Die Abhängigkeit, in der sie sich von den Verwandten befand, war ihr zuweilen drückend, dann versuchte sie Schritte zu thun eine Stelle als Gouvernante für das Ausland zu erhalten — aber jetzt, seit Georg Sturm im Hause ihres Bruders aus und ein ging, war jener Wunsch und ihr Bemühen ihn zu realisiren in den Hintergrund getreten. Da kam jenes Anerbieten einer englischen Familie, sie nach England zu begleiten. Schon war sie im Begriff es auszuschlagen — aber sie nahm es an, als der Zufall ihr Sturm's Liebe zu Anna verrieth. Als Freundin schied sie von ihm und der glücklichen Nebenbuhlerin — ruhig und heiter im Aeußern — aber mit gebrochenem Herzen, das Innere zerwühlt von der bittersten aller Enttäuschungen.

Alle diese Erinnerungen waren jetzt in Leontinen wieder lebendig geworden und der Ton der Stimme des einst geliebten Mannes versetzte sie in eine Aufregung, deren sie sich nicht mehr für fähig gehalten. Sie hatte so lange sich selbst vergessen um Andere, so lange gelebt nur in Andern, daß ihr eignes Herz fast nie mit selbst erregten Stürmen

laut geworden, sie hatte auch jetzt diese Zusammenkunft viel mehr Olivier Kenningtons als ihretwegen gefürchtet — und nun wußte sie doch nicht, wie ihr geschah, als so eine tiefbegrabene Vergangenheit wieder vor ihr auferstand.

Indeß waren die beiden fremden Männer, die sich hier zum Erstenmale persönlich, aber nicht auf den Wegen ihrer Wünsche zum Erstenmale begegneten, die schon in drohenden Verschlingungen sich gekreuzt hatten, in einer nicht minder seltsamen und peinlichen Situation,

„Mein Herr," sagte Georg Sturm nach der ersten Begrüßung, in der sich die Beiden gewissermaßen vor einander legitimirt hatten, ein Jeder als der Erwartete; „der Wille einer Verstorbenen ist mir heilig und darum findet diese Zusammenkunft Statt" —

„Es ist so, wie ich Ihnen schrieb," antwortete der Engländer, „was ich in die Hand einer Sterbenden versprochen, zu erfüllen, wäre die heiligste Pflicht meines Lebens, auch wenn diese Sterbende mir nicht das theuerste Wesen auf der Welt gewesen wäre — mein geliebtes —"

„Weib — vollenden Sie immer," sagte Georg, da Jener in der Rede stockte, „Sie können das Wort immerhin nennen, wenn sie mir auch nur eine Braut war — jetzt hat der Tod sie uns Beiden geraubt oder Beiden gegeben, über ihrem Grabe können wir zu einer würdigen Todtenfeier uns vereint die Hände reichen."

Kennington zog seine Hand zurück von der dargebotenen und rief: „Und wenn Sie Ihre Hand in die des

Räubers Ihres besten Gutes legen wollen — vor der des Mörders werden Sie schaudern!"

Georg trat einen Schritt zurück und schaute dem Engländer fest in die unruhigen Augen, als suche er darin nach den Spuren des Wahnsinns —

Dieser legte die Hände um sein Knie zusammen, beugte nach vorn sich nieder und die Augen zu Boden richtend, begann er: „Ich habe es ihr geschworen, Ihnen Alles zu sagen — aber lassen Sie mich kurz sein."

Georg entgegnete: „Der Tod hat eine versöhnende Kraft — seit ich weiß, daß Anna todt ist, habe ich ihr vergeben! Halten Sie, was Sie ihr versprachen — aber weiterer Erklärungen, die für uns Beide nur peinlich sein könnten, ersparen Sie sich — und auch mir." —

„Sie erhielten diese Nachricht zuerst durch meinen Brief?" fragte der Engländer nach einer Pause, in der er offenbar nach Selbstbeherrschung gerungen, in einem athemlosen Ton, dem man dieses Ringen noch anmerkte, „Sie erfuhren ihren Tod zuerst durch meinen Brief — durch niemand Anderen?"

„Wie sollt' ich auch?" antwortete Sturm; „deutsche Zeitungen mit Familiennachrichten, in die Sie diese Kunde vielleicht rücken ließen, sieht man hier wenig — wohl Niemand kennt hier Anna und noch weniger konnte Jemand wissen, daß ich je ein Interesse an ihr genommen —"

Der Engländer sann eine Weile nach, wie als sei er uneinig mit sich, ob er etwas, das seine Frage anders

erklären könne, als Jener sie genommen, sage oder verschweige, aber er entschloß sich zu dem letzteren. Nach einer Pause begann er wieder da, wo er vorhin abgebrochen: „So lassen Sie mich kurz sein! — Als ich vor zwei Jahren Anna in Nürnberg kennen lernte, wo ich sie bei der Familie eines Geschäftsfreundes unseres Hauses traf, um dessentwillen ich die Reise dorthin gemacht, wußte ich nicht, daß sie die Verlobte eines Andern war. Ich liebte sie auf den ersten Blick, ich blieb ihretwegen länger in Nürnberg und wenn sie mich auch mit der größten Zurückhaltung behandelte, so sah ich doch, daß sie Interesse an mir nahm. Ich gestand ihr meine Liebe und warb um ihre Hand — sie war bestürzt, antwortete ausweichend nicht ja noch nein und da unser Zwiegespräch bald gestört ward, ohne daß ich eine Entscheidung erhielt, glaubte ich doch an eine günstige. Mit froher Zuversicht ging ich zu ihrem Vater und warb um ihre Hand — er war überrascht, aber zögerte keinen Augenblick meinen Antrag anzunehmen. Anna ward gerufen, aber eine Dienerin sagte, daß sie zu einer Freundin geladen wäre und erst spät Abends zurückkehren würde. Ich ging um den folgenden Morgen wiederzukommen. Anna empfing mich allein — sie sah blaß und verweint aus und nicht glückstrahlend wie eine Braut, wie ich sie zu finden gehofft. Sie sagte mir, daß sie die von ihr geforderte Antwort nur durch ein Geständniß geben könne. Vor zwei Jahren habe sie sich mit einem Andern verlobt — und sei in Liebe selig gewesen. Aber seit einem Jahr wisse sie

nicht wo ihr Verlobter sei. In der Bewegung von 1849 sei er mit nach Rheinbaiern gegangen, habe am Kampf in der Pfalz und in Baden mit Theil genommen, von da aus ihr noch geschrieben, daß er zu ihr nur als Sieger zurückkehren werde oder nie — und seitdem sei er ihr verschollen. Sie liebe mich nicht wie ihn, aber sie habe die Hoffnung aufgegeben ihn jemals wiederzusehen oder ihm gehören zu können — und nun solle ich selbst entscheiden, ob ich noch glaube, daß sie mich beglücken könne mit diesem getheilten Herzen? — Nun, welcher liebend leidenschaftliche Mann traut sich nicht die Kraft zu ein getheiltes Herz sich nicht ganz zu erobern? Ich sah in ihrer Antwort nur das einfach ehrliche Geständniß eines unschuldigen Mädchens, das sich selbst nicht ganz klar ist über die Wünsche seines Herzens, und dabei den kleinen Sophismus der Schwäche, um eine Entscheidung, die nach einer Seite hin nur ein Unrecht sein konnte, von sich abzuwehren, sie dem Andern zu überlassen. Ich dankte ihr für ihre Aufrichtigkeit, ihr Vertrauen, versprach es in jeder Beziehung zu ehren und nannte sie meine Braut. An demselben Abend fand ein kleines Verlobungsfest statt und Anna sowohl als ihre Eltern willigten darein, daß unser Brautstand nicht länger als sechs Wochen währen sollte. Indeß hatte ich noch einige Reisen auf dem Festlande zu machen und dann kehrte ich zurück um die Verlobte mit mir zu nehmen als meine Gattin. Ich fand sie wohl noch ein weniger blässer geworden, als sie schon war, da ich sie kennen lernte, aber sie kam mir in allen Stücken

mit liebevoller Aufmerksamkeit entgegen und sah mir alle Wünsche an den Augen ab. Ich hatte wohl etwas Anders von dem Weibe meiner Wahl erwartet als diese stille Demuth, mit der sie sich mir in allen Stücken unterordnete — aber es schien mir auch, als würden die deutschen Mädchen dazu erzogen, diese deutsche Weise war mir ein liebenswürdiger Gegensatz zu der hochmüthigen Schroffheit der meisten Engländerinnen und ich schätzte mich glücklich in Anna's Besitz. Mit ihrer Niedergeschlagenheit hatte ich Geduld, denn ich schob sie auf Rechnung der baldigen weiten Trennung von ihren Eltern, der Heimath und Allem, was ihr darin theuer war — auf das Bangen jeder Braut vor dem neuen Lebensverhältniß und hoffte alles Glück von der Zukunft in meiner Heimath. Wir reisten zuerst nach London und nach einigen Wochen, in denen ich ihr die Weltstadt gezeigt, auf meinen Landsitz nach Manchester, wo sich meine Fabriken befinden. Anna war die aufmerksamste und lieblichste Gattin von der Welt — ich war namenlos glücklich und durfte hoffen, sie sei es auch. Nur wenige Monate waren vergangen, da kam ein Brief ihres Vaters mit der Nachricht, daß er, um sich vor dem plötzlichen Ruin zu retten, in den ihn eine Handelskrisis gebracht, einen Wechsel auf mich ausgestellt, — wenn ich ihn nicht acceptire, sei er selbst verloren, werde in's Schuldgefängniß wandern — oder wenn möglich in ein selbstgewähltes Grab. Als ich diesen Brief empfing, hatte ich ihn für einen gewöhnlichen Familienbrief gehalten, ihn im Zimmer meiner Frau

erbrochen und mit ihr zugleich gelesen — sonst würde sie seinen Inhalt nicht erfahren haben. Erschüttert sank sie zu meinen Füßen, ich sah darin nur eine kindliche Fürbitte, hob sie auf und versicherte ihr, daß ich keinen Augenblick zögern würde den Wechsel zu acceptiren und Alles zu thun, ihren Vater zu retten, indeß ich nur bedauere, daß er nicht früher als im Moment der höchsten Noth sich mir entdeckt. Anna hatte nur Thränen und Worte des Dankes zur Antwort, die sie mit gepreßter Stimme sprach. Zum Glück war es nicht zu spät gewesen, durch mich ließ sich die Sache meines Schwiegervaters noch ehrenvoll arrangiren — aber wie ich auch Alles, was ich gethan, vor Anna als Kleinigkeit erscheinen ließ — sie schien doch seit diesem Tag eines drückenden Gefühls sich nicht erwehren zu können, das ich vergeblich von ihr zu verbannen strebte. Vielleicht war diese Niedergeschlagenheit auch eine Folge ihres körperlichen Zustandes: sie fühlte sich Mutter. Um sie aufzuheitern, traf es sich glücklich, daß eine Jugendfreundin von ihr, die nach England als Gesellschafterin gekommen, ihre Stellung aufgegeben und sie besuchen wollte, ehe sie wieder nach Deutschland reiste. Ich vermochte sie, ganz bei uns zu bleiben und wünschte mir Glück, statt besoldeter Dienerinnen, Anna für die schwerste Zeit die Pflege einer Freundin bieten zu können. Gleichzeitig kam ein junger Schweizer als Gehülfe eines Ingenieurs, der einen schwierigen Eisenbahnbau in unsrer nächsten Umgebung leitete, öfter in unser Haus, mit dem wir Alle gern verkehrten. Aber trotz

des anregenden Umganges ward Anna immer verstimmter und verschlossner — sie suchte mir Alles an den Augen abzulesen, aber ich fand die ihren immer verweint und ihr ganzes Betragen gezwungen. Ich ward eifersüchtig auf den Schweizer und wußte es dahin zu bringen, daß er aus seiner Stellung entfernt ward. Ich wußte wohl, daß Anna ihre Pflicht nie verletzen würde, aber ich wollte ihr Kampf und Schmerz ersparen. Aber welche Wuth und Verzweiflung erfaßte mich, als wenige Tage darauf mir durch die Nachlässigkeit eines Dieners ein Brief meiner Gemahlin mit Geld zu Gesicht kam, der an diesen Schweizer adressirt war. Ich erbrach ihn nicht, ich wollte mich dieses Verbrechens nicht schuldig machen und beging ein größeres: ich eilte damit zu Anna, warf den Brief vor ihr nieder, überhäufte sie mit Schmähungen, warf ihr Betrug, Untreue und Hinterlist vor —"

Hier hielt Mr. Kennigton in seiner Erzählung erschöpft und zitternd inne. Todtenblaß starrte er vor sich nieder, sein ganzes Wesen, das vorher in so schrecklicher Aufregung war, schien von einer plötzlichen Lähmung befallen, seine Augen richteten sich fest und wie von Grauen erfüllt, auf einen Punkt, als sehe er dort etwas Schreckliches. —

Georg Sturm war in nicht geringerer Spannung, wenn sie schon ganz anderer Art war — er ahnte, daß Jener Entsetzliches zu sagen und er zu hören habe — er wußte nicht, ob er in ihn dringen solle, fortzufahren oder

zu schweigen — ob er etwas sagen müsse zu seinem Trost oder zu seiner Verurtheilung — und darum verharrte auch er im Schweigen. Welches Verhängniß oder welche Schrulle war es denn, daß dieser Fremde ihn aus freiem Antriebe aufsuchte, um ihn peinliche Geständnisse zu machen, die jeder Andere würde vermieden haben? Der Engländer schien diese Fragen auf Sturm's Antlitz zu lesen, denn er sagte plötzlich sich aufraffend, mit gewaltsam errungener Fassung:

„Es ist ein Todtenopfer, das ich Anna's Manen bringe, ich habe es ihr gelobt!" Und dann fuhr er wie vorher fort: „Es mochten wohl sehr harte Worte gewesen sein, die ich im ersten Aufflammen des Zornes geredet hatte — denn sie hatten Anna zum Tode getroffen! Sie hatte kein Wort der Erwiederung und da ich dadurch immer mehr erregt sie zum Reden aufforderte, sah ich sie ohnmächtig, starr und todtenblaß in ihrem Sessel liegen. Auch dadurch ward ich noch nicht zu mir selbst gebracht, ich ging hinaus und sandte ihr ihr Kammermädchen, indeß ich selbst voll Zorn und Jammer, dem Wahnsinn nahe, im Park umherlief. Es war Nachmittag, auf Anna's Wunsch, die schon seit einiger Zeit nur noch bis in den Garten zu gehen pflegte, war ihre Freundin ausgefahren, in der Nachbarschaft einen Besuch zu machen; ich wußte es nicht und glaubte sie in ihren Händen, sonst wäre ich doch vielleicht wieder zurückgekommen. So geschah es erst mitten in der Nacht. „Endlich kommt der Herr!" riefen die Diener —

man hatte mich vergeblich überall gesucht: Meine Gemahlin rang unter gräßlichen Schmerzen — der Arzt sagte mir ahnungslos, daß ich es war, den er verdammte: daß eine heftige Gemüthsaufregung Anna's Entbindung beschleunigt habe — das Kind sei vielleicht zu retten, sie selbst aber schwerlich! Es kam auch so — sie lebte nur noch wenige Tage, dann starb sie — aber sie starb in meinen Armen!" Der Engländer verhüllte sein Gesicht, stützte seine Arme auf die Kniee und verharrte regungslos in dieser zusammengesunknen, gebrochnen Stellung. Dann fuhr er plötzlich empor und rief: „Ihr Schweigen ist meine Verurtheilung— Sie klagen mich auch dieses Mordes an!"

„Sie haben es gethan, nicht ich!" antwortete Sturm, „Gott allein ist Richter über all das Böse und Unheil, das die Leidenschaften und Irrthümer der Menschen verschulden." —

Kennington unterbrach ihn heftig, an das eine Wort sich haltend. „Ja Irrthümer! es war auch ein Irrthum — sie war schuldig und unschuldig zugleich. Am Tage vor ihrem Tode, da sie ihr ganzes Bewußtsein hatte und mit mir allein war, sagte sie, daß sie ihr Ende nahe fühle und darum mir beichten wolle. Eine Untreue habe sie begangen, aber nicht an mir. Als ich um ihre Hand geworben, habe sie ihrer ersten Liebe treu bleiben wollen und keinen Augenblick geschwankt mich auszuschlagen. Aber da sie ihrem Vater diese Antwort gegeben, habe er ihr Vorwürfe gemacht, wie sie alle Kindespflicht verleugne, um seinem

Willen sich zu widersetzen — und endlich unter Thränen sie beschworen ihn zu retten. Er stehe am Ausbruch eines Banquerotts und würde sich das Leben nehmen, wenn diese Schmach über ihn hereinbräche. Es sei keine andere Hilfe als die eines reichen Schwiegersohnes. Er brauche sie darum nicht in niederer Bettlerart in Anspruch zu nehmen, die Tochter nicht zu verkaufen — es sei schon genug, wenn sie sich dem ja auch sonst würdigen Manne verlobe — das würde die Gläubiger hinhalten und wenn er nur Zeit gewönne, ließe sich das Schreckliche wohl noch abwenden, auch ohne meine direkte Hilfe. Aber nimmer dürfe sie mir diese Lage verrathen. So fügte sie sich dem Elternwillen aus kindlicher Pflicht — diesen Punkt hatte sie mir um derenwillen verschwiegen wie aus Zartgefühl — aber sie täuschte mich doch nicht über den Zustand ihres Herzens. Sie hatte keine Nachricht wieder von Ihnen bekommen; als jener Schweizer zu uns nach Manchester kam, fragte sie ihn nach den deutschen Flüchtlingen in der Schweiz, und da sie hörte, daß Viele von ihnen im größten Elend lebten, wünschte sie Nachricht über sie zu haben, um nöthigenfalls das Ihrige mildern zu können. Der Schweizer zog brieflich nach Ihnen Erkundigungen ein, es gelang Nachrichten über Sie zu erhalten — das war zur selben Zeit, als meine Eifersucht ihn entfernte — da schrieb sie ihm den Brief, der in meine Hände kam — sie nöthigte mich den noch unerbrochnen nur zu lesen. Er enthielt Nichts als die Bitte, dafür zu sorgen, daß die beiliegende Summe in die Hände

des flüchtigen Georg Sturm komme, und ihn nichts weiter wissen zu lassen, als das Freunde aus dem englischen Exil, denen der Zufall zu Reichthum verholfen, sie ihm sendeten — ich habe später noch diesen Brief an den Schweizer abgeschickt —"

„Ich erhielt diese Sendung," antwortete Sturm; „ich ahnte, woher sie kam — wollte mich weder erniedrigen durch Annahme, noch kränken durch Zurückweisung — ich übergab sie dem Comité zur Unterstützung der Flüchtlinge und ließ von diesen darüber in Dayly-News quittiren und danken —"

Der Engländer zog die Brauen zusammen und sagte: „Sie sind stolz —"

„Hoffentlich hat der Britte nicht allein das Recht, es zu sein —" unterbrach ihn Sturm heftig; „ich weiß wohl, wir Deutschen haben nicht Ursache stolz zu sein auf unsre Nation und unsre Institutionen, aber den innern Mannesstolz können wir uns unter allen Verhältnissen bewahren. — Aber fahren Sie fort — noch immer weiß ich nicht, warum Sie diese Zusammenkunft von mir forderten?"

„Weil sie der Wunsch der Sterbenden war," antwortete der Engländer: „Ich bin Dir ein treues Weib gewesen," sagte sie zu mir „Du weißt es, ich habe Dich hochgeachtet vor allen Männern und seit ich Dir zum Altar folgte, kein andres Bestreben gekannt als Dir und meiner Pflicht zu genügen — um so mehr als ich doch ein Geheimniß vor Dir hatte, nicht das meiner Liebe, sondern die

zerrütteten Verhältnisse meines Vaters, die mich allein bestimmten, Dir meine Hand zu geben. Diese Beschämung habe ich immer in der Seele getragen — eine Beschämung vor Dir, was meine Rechtfertigung sein sollte vor Georg. Ich habe sein Andenken in mir hoch gehalten, aber nicht Wünsche noch Schmerzen daran geknüpft, die gegen Dich ein Verbrechen gewesen — aber ich sagte mir täglich, daß er im Unglück war und meine Untreue ihn dies vermehren mußte — ich wünschte, er hätte gewußt, daß sie nicht eine Untreue des Herzens, sondern ein Gebot der Kindespflicht war — und noch jetzt — ich würde ruhiger sterben, wenn ich wüßte, daß er dereinst dies Alles erführe." „Er soll es erfahren," rief ich vor ihr niederknieend und es in ihre Hand gelobend, „er soll es erfahren durch mich selbst, Du mögest leben oder sterben!" „Ich danke Dir!" antwortete sie freudig erregt — aber ich werde sterben — und nur durch Dich soll er Alles wissen — durch keine dritte Person, denn Niemand sonst darf um Deinetwillen etwas davon ahnen, Niemanden habe ich mich vertraut — doch ja! meinem Tagebuch! lies es und gieb es ihm aber nur eigenhändig, wenn Du jemals mit ihm zusammentreffen solltest. Es ist mein Vermächtniß an ihn! neben diesem, das allein für ihn Werth haben kann, wird er auch ein anderes annehmen, das sein Stolz vielleicht der Lebenden verweigern würde — aber einer Sterbenden darf man Nichts verweigern — weder Du noch Er. Das waren ihre Worte und das ist ihr Vermächtniß." Kennington stand auf, nahm

ein eingesiegeltes Päckchen und gab es Sturm, der erschüttert, mit Thränen im Auge zu Boden sah.

„Und sie starb bald darauf?" fragte er leise nach einer Pause.

Der Engländer war an's Fenster getreten und preßte die erhitzte Stirn an die Scheiben — er winkte abwehrend mit der Hand, als könne er nicht mehr sprechen — endlich sagte er: „Sie starb wie eine Heilige mit Worten der Vergebung und des Segens — aber ich selbst kann mir nicht vergeben — kann mir nur fluchen! ich bin doch ihr Mörder und auch der unsres Kindes, das zu früh Geborene lebte nur einige Wochen — —"

Sturm faßte seine Hand und sagte: „Vielleicht habe ich auch geirrt wie Sie und mich auch an ihr vergangen — ich wollte ihr Loos nicht an das eines flüchtigen Bettlers knüpfen — ich schrieb ihr nur einmal und dann nicht wieder, sie sollte nicht eher von mir hören bis ich jener nicht mehr war — ich irrte lange im Elend des Exils umher, vergeblich nach passender Arbeit suchend — endlich fand ich eine Stellung als Lehrer oder Mentor zweier Knaben — sie konnte nicht wissen, wo ich war und schrieb mir nicht, auch gingen damals immer Briefe nach und aus der Schweiz verloren — in demselben Augenblick, als ich ihr schreiben wollte, weil es mir besser ging, erhielt ich von einem Freunde die Kunde ihrer Verlobung — ich konnte ihr nicht zürnen — ich klagte mich selbst an — und zuweilen lächelte ich bitter darüber, daß ich geglaubt hatte, ein Mädchen

vermöge Jahrelang in Entfernung und äußerer Ungewißheit treu zu bleiben! So habe ich mich an ihr versündigt gleich Ihnen — lassen Sie der versöhnenden Kraft des Todes ihre Wirkung!"

Kennington drückte die dargebotene Hand, aber er vermochte Nichts zu sprechen — beide Männer standen regungslos — es war lange todtenstill in dem kleinen Zimmer —

Da öffnete Leontine angsterfüllt leise die Thür und trat hinein. Unbemerkt blieb sie stehen — sie sah Georg Sturm wieder — die sechs Jahre waren nicht spurlos an ihm vorüber gegangen. Kaum hätte sie ihn wiedererkannt, wenn nicht schon vorhin am Ton der Stimme. Er war bleich und hager geworden, sein Alter rechtfertigte nicht die tiefen Furchen seiner Stirn, noch die einzelnen grauen Haare, die schon begannen sich in das dunkle Schwarz seines Bartes zu stehlen. Da sie ihn zuletzt gesehen, strahlte sein Antlitz vom Glück der Liebe zu einer Andern — und jetzt war es finster von Schmerz und Trauer um eben diese Andere —

Leontinens Wesen war bis in seine innersten Tiefen erschüttert von diesem Wiedersehen und doch stand sie so ruhig und besonnen hier und überlegte nur, ob sie durch ihr Hinzutreten den beiden Männern eine peinliche Stunde erleichtern und verkürzen könne, oder sie nur noch peinlicher mache und qualvoll verlängere.

Sturm war es zuerst, der aufblickte und sie gewahrte

— Leontine war im Anfang der Dreißig und also in dem Alter, wo das weibliche Geschlecht sich am wenigsten verändert — Sturm erkannte sie sogleich wieder, nur vergeistigt und veredelt durch Lebenserfahrungen und Denken zeigte sich ihr Antlitz. Aber er starrte sie an wie eine überirdische Erscheinung — er war eben erschüttert vom Andenken der geliebten Anna — und da stand ihre Freundin vor ihm — wie kam sie hierher? Er stieß einen Ausruf der Ueberraschung aus, der auch den Engländer aus seiner Erstarrung weckte. Er gewahrte Leontinen und auf sie zueilend sagte er zu Sturm:

„Ich brauche Ihnen das Fräulein nicht anders vorzustellen als die Freundin der theuern Todten, die Pflegerin meines Kindes, und meinen guten Genius.“

Sturm reichte Leontinen die Hand und sagte: „Es ist ein seltsames Wiedersehen!“

Eine feierlich stille Minute ging über die drei Menschen hin, die sich in einer so eigenthümlichen Situation zusammengefunden.

Mr. Kennington verließ das Zimmer.

## IV.

## Ein Verbannter.

„Weh, wenn Erinnerung Du zum Trost erkorst!
Aus dürren Blättern wird den Kranz sie winden.
Sie läßt den Schmerz um das, was Du verlorst,
Die herbe Qual Dich doppelt tief empfinden."
Emil Rittershaus.

Georg Sturm und Leontine Sternthal waren allein.

Sie sah dem Engländer nach und sagte zu Sturm: „Er scheint weniger aufgeregt zu sein, als ich nach anderen Vorgängen schließen mußte. Vielleicht geht nun der traurige Zustand vorüber, in dem er sich so lange befand, da er nun Anna's letzten Willen erfüllt."

„Ich begreife, daß er sehr unglücklich ist," sagte Sturm, „aber er sollte sein Unglück tragen wie ein Mann."

„Es sind nicht alle Naturen darauf angelegt dem Unglück eine offene Stirn entgegen zu halten," sagte Leontine

entschuldigend, „um so weniger solche, die das Leben nicht in seinen Kämpfen geübt und für das Unglück durch das Unglück erzogen hat — Kennington weiß davon Nichts, er ist immer glücklich gewesen — die Menschen, die Welt, das Schicksal, Alles hat sich ihm freiwillig untergeordnet und geschmeichelt — nun sind die ersten großen Schmerzen mit Eins über ihn gekommen — sie haben ihn überwältigt."

„Sie waren dabei, wie Anna starb — und vorher? Sie wissen Alles — sprach sie auch mit Ihnen von mir?" fragte Sturm.

„Nein," antwortete Leontine, „mir schien, sie vermied es und darum vermied ich es auch. Sie würde mir es nie gesagt haben, auch wenn sie sich an Kenningtons Seite unglücklich gefühlt — er war ihr Gatte, war ein Theil ihres Wesens geworden; eine edle Frau wird nie einem andern Wesen sagen, daß sie nicht glücklich ist, nie von der früheren Liebe sprechen, die sie niederkämpfte, ohne sie ganz überwunden zu haben — sie würde sich das schon als Treubruch annehmen, ja, noch mehr, als eine Beschimpfung ihrer selbst. Anna sagte sich wohl, daß sie an dem eigenen Herzen und an dem Seinigen ein Unrecht begangen, aber sie hatte ihre Liebe nicht leichtsinnig, sondern dem Willen ihrer Eltern geopfert, von diesem Augenblick an neue Pflichten übernommen; diese treulich zu üben war ihre Buße und Sühne für das geopferte Herzensglück. Ich kannte sie so und sprach nie mit ihr von vergangenen Dingen, die nicht mehr zu ändern waren. Kennington hat Ihnen ihre letzten Tage

geschildert und da ich sie mit erlebte, ihn in dem Fieber pflegte, das ihn nach ihrem Begräbniß erfaßte, so bin ich seine Vertraute geworden und weiß Alles, was er Ihnen jetzt gesagt. Ich hatte Anna gelobt, ihr Kind nicht zu verlassen, ich blieb bei Kennington, aber die Mutter holte den zarten Sprößling nach. Die Verzweiflung seines Vaters wuchs und da das Fieber wich, hatte es Spuren von Wahnsinn zurückgelassen — die englischen Aerzte kamen auf ihr gewöhnliches Mittel zurück, durch das sie sich der Kranken entledigen, die ihnen unbequem werden, oder an denen ihre Physiologie zu Schanden wird und die Psychologie ihnen Nichts gilt: ein wärmeres Klima, womöglich Nizza, Italien überhaupt. Er war zu der Reise nur unter der Bedingung bereit, daß ich ihn begleite, ihn, wie er sich ausdrückte, vor seinen Dämonen schütze. Die Aerzte erklärten mir auch, daß ich ihn nicht verlassen dürfe — ich habe keinen Beruf im Leben, keinen festgezogenen Wirkungskreis, es gab keine Pflicht mich zurückzuhalten. Ein Diener begleitete ihn, und ich willigte ein. Erst jetzt kam er so weit zur Besinnung, um Anna's Wunsch zu erfüllen, nach Ihrem Aufenthalt forschen zu lassen, er benutzte seine Handelsverbindungen dazu, denn der junge Schweizer, den Anna damals nach Ihnen gefragt, war nicht mehr in England und man wußte seine Adresse nicht. Es verging lange Zeit, ehe Kennington Ihren Aufenthalt erfuhr, erst dann konnte er Ihnen schreiben —."

„Es waren sehr lakonische Zeilen, die ich empfing,"

sagte Sturm, „in denen mir Anna's Gatte ihren Tod meldete und in ihren Namen mich um eine Unterredung bat, wo möglich am Vierwaldstädter See — Ort und Zeit sollte ich bestimmen. Es kam mir so seltsam vor — ich zögerte überlegend mit der Antwort; hätten Sie doch dem Brief ein paar erklärende Worte hinzugefügt, ich würde nicht gezögert haben —."

Ein leises Erröthen zitterte über Leontinens bleiche Wangen, aber mit ruhiger Stimme sagte sie: „In einer so zarten Angelegenheit wäre die Einmischung einer dritten Person unzart gewesen und wenn sie jetzt doch geschah, so entschuldigt das die Eigenthümlichkeit der Situation wie der Persönlichkeiten."

Sturm begann wieder: „Ich gestehe, daß ich gestrebt habe, Anna zu vergessen, oder ihrer doch nur wie einer schon Gestorbenen zu denken, nachdem ich wußte, daß sie mir verloren. Der Zorn, der in mir brannte, die Verzweiflung, die in mir fraß, als die Sache, für die wir gekämpft, rettungslos unterlag, als ich das Vaterland für die Verwirklichung meiner Ideale auf lange Zeit und mir selbst auf immer verloren sah — in solch namenlosen inneren Qualen, die durch alle äußeren eines Heimathlosen, Verbannten sich steigerten, hatte ich längst auf jeden Strahl des Glückes verzichten lernen, hatte mein ganzes Wesen um Jahrzehnte gealtert und von jeder Hoffnung sich losgesagt — warum nicht auch von der auf Herzensglück? Ich hatte Anna ihrem Schicksal überlassen, der erschöpfte, elende Flüchtling

durfte ihr Loos nicht an sein dunkles knüpfen — erst als ich in Zürich durch Lehrstunden eine Existenz gewann, schrieb ich an Anna — um zu erfahren, daß sie mir untreu geworden. Ich war erschüttert und verließ jene Stellung wieder — war denn einmal Alles verloren — warum nicht auch die Geliebte? Ich hätte mich selbst verachtet', wenn ich den Verlust, der mich allein traf, nicht leichter hätte ertragen können, als jenen großen, der Millionen und ein ganzes Jahrhundert traf mit mir! Ich wünschte, daß sie mit dem reichen, stolzen Sohne Albions glücklicher sei, als sie jemals mit mir hätte werden können, dem armen Verbannten, dem „Kaib," wie die Reactionaire unter diesen Republikanern in ihrem Rothwelsch uns zu nennen belieben! — Aber bei der Kunde ihres Todes traten milde Empfindungen an die Stelle der bittern — und wie seltsam es mir schien, daß der, welcher sie mir geraubt, mich sprechen wollte — der Wunsch ihren letzten Willen zu ehren, siegte doch über alle Bedenken, die mannigfach in mir aufstiegen, mich zurück zu halten. — Ich bin in der Nähe von Schwyz Hauslehrer bei einem protestantischen Gutsbesitzer, der seine Kinder nicht in die katholische Schule schicken will, und so bestimmte ich das nahe Brunnen zum Orte der Zusammenkunft. Traf Mr. Kennington nicht pünktlich ein, so fand sich hier Gelegenheit mich jeden Tag wieder her zu berufen. Da heute Samstag ist, bin ich morgen frei — und Sie haben über mich zu entscheiden, ob ich heute noch gehe oder bis morgen Abend hier bleibe?"

„Ich glaube, es wird gut für Mr. Kennington sein, wenn Sie hier bleiben;“ antwortete Leontine —.

„Aber für Sie?“ fragte Sturm und ergriff ihre Hand —.

Sie ließ sie sanft in der seinigen ruhen und sagte: „Ich bin vor sechs Jahren freiwillig in's Ausland gegangen, wie Sie ein Jahr später gezwungen — aber ich glaube, wir Deutschen empfinden immer und überall etwas wie Heimweh und sind immer glücklich, wenn wir mit alten Bekannten aus der Heimath zusammentreffen, mit denen wir von ihr plaudern können. Geht es Ihnen auch so, so werden Sie dieses Wiedersehen nicht abkürzen, wie ich es nicht abkürzen möchte, welche traurige Veranlassung es auch hat.“

„So werde ich hier bleiben,“ sagte er freudig erregt, „und vielleicht noch öfterer Sie sehen? Ich habe manche deutsche Leidensgefährten gefunden und bin mit früheren Freunden zusammengetroffen, oder auch von ferneren Bekannten besucht worden, aber es waren wenig Damen dabei und selten Jemand aus Nürnberg.“

„Es ist noch ein Landsmann mit uns,“ erzählte Leontine, „Felix Lindenberg, ein Maler, den wir in Rom kennen lernten und der uns hierher begleitete. Ein Zufall führte ihn zuerst mit Mr. Kennington zusammen, und daß er eine Schwester in Nürnberg verheirathet hat, die ich kenne, brachte uns schnell näher zu einander. Er hat sich vorhin gleich vom Dampfschiff aus in die Berge auf den

Weg gemacht — aber sehen Sie, wie drohend der Himmel aussieht! Vielleicht läßt er sich dadurch zur Umkehr warnen." Sie deutete durch's Fenster zu dem Himmel empor, an dem im Süden dunkle Wetterwolken aufzogen und zu den Füßen der Alpenhäupter sich lagerten, nur einzelne Sonnenlichter spielten und hüpften über die grünen Matten und schienen plötzlich in den Felsspalten zu verschwinden, gaukelten über die dunkle Fluth des stillen Sees, als wollten sie neckend im Kommen und Gehen ihn aufstacheln aus seiner geheimnißvollen Ruhe —.

„Es wird ein Wetter kommen," sagte Sturm, „bereiten Sie sich vor auf eines der erhabensten Naturschauspiele —"

„Dort geht Mr. Kennington am See auf und ab," sagte Leontine, die, seit sie an's Fenster getreten war, nach dem Wetter zu sehen, den Engländer da unten gewahrt und ihn nicht wieder aus den Augen verloren hatte — „lassen Sie mich zu ihm," fügte sie jetzt mit einiger Aufregung hinzu, „und folgen Sie uns bald in den Speisesaal, in dem er uns erwarten wollte."

Sie entfernte sich hastig. Sturm folgte ihr hinaus durch den Corridor und ging in sein eigenes Zimmer. Sie sah sich nicht mehr um, sondern floh mit athemloser Eile die Treppe hinab.

Auch das Fenster des Zimmers, welches sich Sturm hatte geben lassen, hatte die Aussicht nach dem See. Da stand er und sah, wie Kennington, scheu um sich blickend,

da rechts am Ufer ein vorspringender Felsen den Weg am See beendete, einen Pfad einschlagen wollte, der ihn zu diesem emporführte. Da sah er Leontinen aus dem Hause treten und hörte sie mit bebender Stimme: „Mr. Kennington!“ rufen. Gerufen stand er wie erschrocken festgewurzelt still — nur wenig Augenblicke und Leontine war neben ihm, legte ihre Hand auf seine Schulter und schien sanfte, mahnende Worte ihm zuzuflüstern. Er schien nicht zu antworten, nur zu hören — dann schien sie ihn auf die Gegend oder das aufziehende Wetter aufmerksam zu machen — und nach einer Weile ging er, ihren Arm in den seinen legend, am Ufer auf und ab. Der Platz war ganz menschenleer. Es war eben keine Stunde, wo Schiffe abgingen oder ankamen, so lockte Nichts Reisende oder Bewohner des Städtchens an den Hafen und selbst an den Thüren und Fenstern der nahen Hotels war Niemand sichtbar, weil in jedem noch kaum ein paar Gäste eingekehrt und die für die Sommersaison engagirten Kellner und Kellnerinnen noch gar nicht angezogen.

Georg Sturm stand und schaute allein, und wundersame Empfindungen bewegten sein Herz. Jahrelang war ihm gewesen, als habe es aufgehört in jenen höheren Wallungen sich zu bewegen, welche allein die Liebe zu geben vermag. Es schien als habe der Zeitsturm dies Herz selbst mit verschüttet und vergraben, wie alle seine Hoffnungen und Wünsche, wie alle großen Bestrebungen des Jahrhunderts. Schon damals, als er den vergeblichen Kampf ge-

kämpft für die Sache der Demokratie im Vaterlande, noch mehr aber als er in's Exil hatte wandern müssen und in ihm mit dem Elend kämpfen, der Fremde seine Existenz abzuringen, die für ihn doch keinen Werth mehr hatte —; schon damals hatte er sein Herz, sowohl für die Macht der Leidenschaft, wie für die zartesten Gefühle der Liebe gleichsam ersterben fühlen — und nun da die Braut ihm untreu geworden, fühlte er an seinem Schmerz, seiner Enttäuschung, daß er doch noch ein Herz in der Brust trage, und daß doch allein die Liebe die mächtigste sei unter allen Leidenschaften. Aber seitdem waren wieder Jahre vergangen. Er hatte den Kummer um die Ungetreue nicht genährt — er hatte nur aufgehört an Liebe und Treue zu glauben, ja, er hatte die Liebe zu den untergeordneten Empfindungen gerechnet, die mit den Jahren aufhören, zu den Phantasien der Jugend, zu den Bedürfnissen des Sinnendienstes. Er meinte fertig zu sein mit den Frauen, mit der Liebe.

Und wie war ihm denn nun? In seiner Hand ruhte Anna's Tagebuch, ihr letztes Vermächtniß. Ein Zeugniß, daß sie ihre Liebe nur der Kindespflicht geopfert, daß sie ihn niemals vergessen. In all' ihrer Holdseligkeit und stillen Mädchentugend stand die Geliebte wieder vor ihm — war es ihm dann, als winke eine verklärte Gestalt aus einem offenen Grabe, segne ihn mit Palmen des Friedens winkend und schwebe gen Himmel um dort für ihn zu beten. Und neben ihr die lebende Freundin, der er einst gehuldigt — die stolz und spröde und kalt, wie er meinte, geblieben bei

seinen Huldigungen und die er doch geliebt und fort geliebt hätte, wenn sie ihm je ein Zeichen gegeben, daß sie seine Neigung erwidere — sie that es nicht und er wandte sich ihrer jüngeren, schöneren, lebensvolleren Freundin zu, die ihre zärtlichen Empfindungen für ihn kaum verbergen konnte, noch wollte. Es blieb kein Kampf in seiner Brust, denn die Erstgeliebte schied von ihm und in seinem Herzen ließ sie kein anderes Bild, als das eines edlen und geistig hochstehenden Wesens, das aber seinen Geist gebildet auf Kosten des Herzens, das fähig sei zu jeder Tugend und jedem Aufschwung — nur nicht zu dem der Liebe. Er empfand sogar etwas wie Grauen vor dem Weibe, das seine eigene Bahn wandeln wollte und im kalten Aether des Denkens wohnend unberührt zu bleiben schien von jedem warmen Hauch der Liebe. Und jetzt plötzlich mußte er sie wiedersehen nach sechs Jahren — sie schien noch dieselbe von ehemals — und doch auch wieder nicht. Schön war sie nie gewesen — aber jetzt lag ein Ausdruck von geistiger Hoheit auf ihrem Antlitz, dasselbe wunderbar verklärend, ein höherer Seelenadel sprach aus ihren ruhigen, sanften Augen — aber in ihrem ganzen Wesen war auch noch die frühere Bestimmtheit und Kälte.

Wie er sie jetzt so am Arm des Engländers sah, erschien sie ihm wieder wie ein Räthsel — ein Räthsel, das er vor sechs Jahren ungelöst bei Seite geworfen, weil er sich nicht genug Mühe genommen es zu lösen — jetzt fand er das Räthsel wieder und es war ihm, als müsse er nun an seine Lö-

sung gehen und sollte er sich auch daran selbst zerarbeiten. War denn nicht, wie sie selbst, auch ihr Verhältniß zu diesem Engländer ein Räthsel? Sie hatte wohl vorhin Sturm erzählt, wie sie in Kenningtons Haus gekommen und da geblieben und wie sie darein gewilligt, ihn auf der Reise zu begleiten — aber es mußte doch immer ein geheimes Band sein, daß die Beiden so mit einander verknüpfte. War Sturm doch nicht der Einzige, der verwundert den Kopf schüttelte, daß eine Dame und ein Herr im Alter dieser Beiden unzertrennlich zusammenreisten. Daß sie sein ganzes Vertrauen besaß, hatte er schon erfahren — und schien es denn nicht ganz, als ob sie nur in und für ihn lebe?

„Seltsames Geschick," sagte Sturm leise für sich, „das an diese beiden weiblichen Wesen, die mir einst so viel waren, mich wieder gemahnt in demselben Augenblick, da ich zum Erstenmale den Mann begegnen muß — der sie mir Beide raubte." Er fuhr zusammen, da ihm diese Gedanken entflohen waren, denn er wußte selbst nicht, wie der letzte ihm kommen konnte: was war die Leontine ihm? Er mochte sich nicht darauf antworten.

Von einer heftigen Aufregung erschüttert, wie er lange keine empfunden, ging er im Zimmer auf und ab. Dann öffnete er mit zögernden Händen das Päckchen, das ihm Kennington als Anna's Tagebuch, ihr Vermächtniß an ihn gegeben. Es enthielt Blätter von ihrer Hand geschrieben, dazwischen lag, in ein weißes Blatt geschlagen, eine Bank-

note von 200 Pfd. Sterling. Unwillig warf er sie auf die Seite. Aber er fühlte, er durfte auch dies nicht zurückweisen, der letzten Worte Anna's gedenkend, die ihm Kennington gesagt. Während er seine Augen wieder auf die geschriebenen Zeilen richtete, kam der Kellner und ersuchte ihn hinunter in den Speisesaal zu kommen, wo die englische Herrschaft ihn schon lange erwarte.

Als er hinunter kam, wußte Leontine mit feinem Takt zwischen ihm und Kennington eine Unterhaltung einzuleiten, die ganz entfernt war von der vorigen. Die großartige Natur, inmitten welcher man sich befand, gab dazu die nächste Veranlassung — Italien, die Reise über den Simplon und St. Gotthardt hierher ward zu einem unerschöpflichen Stoff. Man hielt sich an das Gegenwärtige, das Vergangene ward nicht mehr berührt.

So waren fast Stunden vergangen — da erschütterte ein Donnerschlag die Luft und das Haus. Es war ein Tosen und Brausen, als ob die gewaltigen Felsmassen, die da rings umstanden, aneinander wankend zusammenstürzten, ja, als ob sie in die dunkle Fluth des See's sich begrüben, daß sie hoch auf spritzte und die Wolken selbst zu sich herniederziehe — als schwimme Wasser und Himmel und Alpenriesen und Thalschluchten in ein einziges Grau zusammen. Blitz und Schlag folgten aufeinander, ja der Donner rollte endlos fort, als verstärke er seinen Schall immer auf's Neue, majestätisch hallend, als würde von sicherer Meisterhand eine gewaltige Fuge auf einer Riesenorgel gespielt.

Und mitten in dies Brausen hinein klang ein zartes Glöckchen, als erinnere es durch die Wuth der Elemente um Hilfe — und es war auch so: ein Dampfschiff, das von Boggenried kam, versuchte zu landen. Es kämpfte mit den empörten Wogen, die es mächtig umherschleuderten — ein angstvoller Anblick vom sichern Ufer aus, wie angstvoll für Alle, welche mitten in der Gefahr auf der tückischen Untiefe sich befanden.

Leontine und die beiden Männer sahen in banger Erwartung dem schrecklichen Schauspiel zu. Sie fragte den Kellner, der hinter ihr stand:

„Kommt es auch vor, daß Dampfschiffe hier verunglücken?“

„O freilich,“ versetzte er, „wenn auch seltner als Nachen und Segelschiffe. Die Steuermänner auf den Dampfschiffen sind wohl auf ihrer Hut und legen im nächsten Hafen an, wenn solch' ein Wetter droht — dies Schiff würde hier sonst auch vorüberfahren, es geht nach Flürle hinauf, aber dort bei der Tellenplatte ist die gefährliche Stelle, da ist der See über tausend Fuß tief und läßt zumal im Frühling und Herbst keinen Scherz mit sich treiben —.“

„Gott sei Dank!“ rief Leontine — „der Sturm war dem Schiffe günstig und führte es glücklich in den Hafen — das Glöckchen läutete wie ein fröhliches Lied, das Ventil des Kessels ward geöffnet und der Dampf brauste aus sei-

ner Haft in die schäumenden Wellen. Und so auch, wie befreit von einer drückenden Last, aus einer schlimmen Haft, athmete jede Brust auf, die an dem schrecklichen Schauspiel mit Theil genommen.

Alles, was auf dem Schiffe war, drängte sich herab über die Landungsbrücke an's sichere Ufer. Die zum Dienst des Schiffes gehörenden Leute hatten alle mit äußerster Kraft arbeiten müssen, um es an's Land zu stoßen und daran zu befestigen, und mußten ihr Augenmerk mehr auf das Schiff als auf seine Passagiere richten. Es waren vielleicht gegen funfzig Personen, zum größten Theil Schweizer Landleute, Männer und Frauen in den Trachten der nächsten Cantone, und manche von ihnen hatten Schaafe, Ziegen und Kühe in ihrem Geleit. So gab es ein buntes Durcheinander im strömenden Regen und dem Peitschen des Sturmes. Vergebens rief ein stattlicher Herr durch das Gedränge: „Haltet ihn! haltet ihn! er ist ein Spitzbube!“ Niemand wußte, wen und wer, Niemand mochte auch fragen und hören, denn Alle dachten nur an sich, an die ausgestandene Angst und an die Gefahr, die man immer noch nicht ganz überwunden fühlen konnte, so lange man nicht sicher und ruhig unter Dach gekommen.

Leontinens feines Ohr vernahm diesen Ruf und sagte zu Sturm: „Wie häßlich mitten in dem großartigsten Naturereigniß, wo es ist, als wolle eine Welt aus ihren Fugen gehen, solch' niedere Anklage zu vernehmen — und noch

schrecklicher, wie vielleicht der Augenblick einer allgemeinen Todesgefahr noch zu einem gemeinen Verbrechen benutzt werden konnte."

„Sehen Sie den eleganten Herrn, der den Gummiüberzieher fest über den Kopf genommen?" sagte Sturm, es war auffallend, daß er, Einer der Ersten, welche das Schiff verließen, an der Hauptstraße wie an diesen Häusern vorübereilte und dort jenen Weg einschlug, der gar nicht in die Stadt führt — in solchem Wetter sucht doch Jeder ein Obdach, der es nicht zu fürchten hat, wenn jener Ruf ihm gegolten?"

Leontine rief: „Welch ein Schluß! — der Sturm blies ihm die Hülle vom Kopf und ich sah das Gesicht eines Italieners, das mir fast wie das eines Bekannten erschien — aber ich kann mich irren, denn diese italischen Gesichter gleichen sich öfter — aber hoffentlich irren Sie sich noch mehr."

„Nun," sagte Sturm, „wäre denn das Unglück größer, wenn ein eleganter, vornehmer Herr der Spitzbube wäre und kein armer Proletarier?"

„Das Unglück nicht," entgegnete Leontine rasch, „aber das Verbrechen — dem stehlenden Proletarier muß man oft vergeben und darf ihn bemitleiden — aber der vornehme Spitzbube verdiente doch nur Verachtung."

„Denken Sie nur nicht," sagte Sturm, „daß bei diesen die Versuchung geringer ist als bei jenem." —

Sie erschrak und ward blaß bei diesen Worten, aber sie hatte nicht Zeit sich ihrem Eindruck lange zu überlassen, oder darauf zu antworten, denn eben trat der Herr in den Saal, der vorhin das „Halt!" gerufen, sank erschöpft auf den nächsten Stuhl und sagte zu dem ihm folgenden Kellner:

„Sie kennen mich, den Kaufmann Wilhelm Steinli aus Flürle — Niemand wollte draußen hören und sehen, es muß sogleich Anzeige gemacht werden — im Gedränge hat man mir eine Brieftasche mit tausend Francs gestohlen, es war in Gold, lauter Zwanzigfrancstücke — Niemand Anders ist es gewesen als der Italiener, er geberdete sich wie ein vornehmer Herr, wollte ein guter Freund meines Herrn Schwagers in Luzern sein — den italienischen Namen, den er aussprach, hab' ich vergessen, aber er wird mir auch nicht den rechten gesagt haben. Solch ein Wetter! Todesangst — auch hier in Brunnen sitzen bleiben müssen bis zum andern Tag und durch einen scheinheiligen Halunken um tausend Francs bestohlen."

Herr Steinli, der sonst ein rüstiger und behäbiger Funfziger war, erschien jetzt ganz hinfällig vor Schrecken und Aerger. Auf sein eindringliches Forschen mußten die Anwesenden allerdings bestätigen, daß sie den Italiener hatten vorüberlaufen sehen, — freilich kein Beweis für

seine Schuld, denn Niemand ging in solchem Wetter langsam, der Weg, den er eingeschlagen, war schon auffallender — aber im Augenblick und auf bloße Vermuthung hin mochte Niemand ihm nachsetzen in solchem Unwetter.

---

## V.

## Sonderbundsreminiscenzen.

„Rufst Du, mein Vaterland?
Sieh uns mit Herz und Hand
All' Dir geweiht!
Heil Dir, Helvetia!
Hast noch der Söhne da
Wie sie St. Jacob sah
Freudvoll zum Streit."

Schweizer Vaterlandslied.

Uli Fehringer weilte noch einige Tage im Hause seines künftigen Schwiegervaters, aber es ward ihm nicht recht heimisch darin. Am meisten fühlte er, welche spaltende Kluft die Verschiedenheit der religiösen und politischen Gesinnung bei ihnen gezogen, die bei ihm selbst freilich nicht diejenige geblieben war, der seine Eltern angehörten.

Zur Zeit des ersten und zweiten Freischaarenzugs, im December 1844 und im März 1845 war er wohl noch in

der Schweiz, aber nicht in Luzern gewesen und hatte nicht nöthig gehabt, sich bei dem Aufgebot der Urcantone zu betheiligen, da der Kampf so schnell beendet war. Vielleicht hätte ihn sonst schon damals die Lage der Dinge mit seinen Vater und noch mehr mit Suter, die eifrige Sonderbündler waren, entzweit. Denn in der zarten Jünglingsseele fanden schon frühe neue Gedanken von Licht und Freiheit und patriotischem Gemeingefühl vorzüglich durch ältere Mitschüler in der Schule zu Schwyz um so tieferen Eingang, als der Druck und jesuitische Zwang der Schule und einzelner Lehrer den aufstrebenden Geist darnieder halten wollten. Freilich wagte er vor den Seinen noch nicht mit seiner freieren Anschauung sich heraus und nachdem jene Freischaarenzüge eine so schnelle und schreckliche Niederlage gefunden, schätzte er sich glücklich, in's Ausland gesendet zu werden, weil er nun die schlimmeren heimischen Zustände nicht selbst mit zu ertragen hatte. Als es nun im Jahre 1847 zum Bürgerkriege in der Schweiz kam, war er seit Jahresfrist fern in Brüssel, gebunden durch Studium und Contract. Er wünschte der Sache der Aufklärung und Freiheit den Sieg — aber er zitterte auch vor dem Geschick seiner Eltern, da er seinen Vater auf der Seite des Jesuitismus und Sonderbundes wußte und von ihm immer haarsträubende Berichte erhielt. Aber zum Glück spielte auch er keine hervorragende Rolle in dem unglücklichen Bürgerkrieg und als Luzern sich ergab, hatte er nicht nöthig zu fliehen, noch Schlimmeres zu ertragen als bei der späteren

Abschätzung der neuen Regierung eine ansehnliche Summe zu opfern. Denn die Familie Fehringer gehörte wie die Suter mit zu den acht und dreißig Familien der Stadtgemeinde Luzern, welche einen Schaden von 22,648 Francs zu tragen hatten. Das hätte Uli als einziger Erbe am Meisten bedauern sollen — aber er war frei von jedem engherzigen Egoismus, freute sich des Siegs der gerechten Sache und wenn er auch diese Gesinnung, um seinen Eltern nicht noch weh zu thun, in seinen Briefen voll kindlicher Ehrfurcht zurückhielt, da er wußte, er würde damit doch seinen Vater nicht ändern, der einmal in den alten Vorurtheilen grau geworden, so wünschte er ihm doch Glück, daß der Krieg den Seinen keinen andern Schaden verursacht, als den an Hab und Gut. Er selbst wolle durch eifriges Studiren und Lernen und Arbeiten denselben den Eltern zu ersetzen suchen und sich selbst ihnen ganz entbehrlich machen.

Uli hatte bisher vermieden mit Suter, so wohl dem Vater als dem Sohn, von jenen ereignißvollen Zeiten und deren Folgen zu sprechen, da er wohl wußte, wie unersprießlich dies für beide Theile sein würde, aber eines Abends, da die Familie auch auf der Terrasse versammelt saß und Fürsprech Luckhardt, ein Hausfreund der Familie, mit zugegen war, nebst seinem Sohn Willi, wollte es Uli doch nicht gelingen, das von Tante Babette aufgebrachte Thema wieder fallen zu lassen oder durch ein anderes zu verdrängen.

Ein Dampfschiff legte eben im Hafen an und Babette

sagte seufzend: „Das ist eines der ältesten Schiffe des Sees der „Vierwaldstätter"; ich kenne ihn von Weitem schon an dem rothen Bug und den weißen Streifen. Wie kann ich das Schiff sehen ohne an die Schreckenstage zu denken, die wir hier erleben mußten! Im November werden es sechs Jahre, aber das Gräßliche bleibt immer lebendig, als wäre es erst heute geschehen!"

„Ja, ja," sagte Walther Suter, der katholische Kaplan, „auf dem „Vierwaldstätter" floh Siegwart Müller und die ganze Regierung — auch mir bot man einen Platz zur Flucht unter den andern Geistlichen und Klosterbrüdern. Aber ich mochte nicht von der Stelle weichen, nicht die Meinen verlassen, sondern lieber das Aergste hier erleben, als nur mich selbst in Sicherheit bringen."

„Daran dachte ja auch die Regierung nicht", sagte Babette eifrig. —

Und Herr Suter, der Vater, fiel gleichzeitig ihr in's Wort: „Es war in einer Sitzung des Regierungs- und Kriegsrathes beschlossen worden: sofern die katholischen Truppen nicht mehr Stand halten könnten, sich in die Urcantone zurückzuziehen. Es war keine Flucht. Man rechnete auf Oestreichs und Frankreichs Hülfe, der Fürst von Schwarzenberg und der Auditeur Hammons, der Abgeordnete vom französischen Gesandten, hatten sie zugesagt — dann hätte von den Urcantonen aus der Kampf fortgesetzt werden können. Aber die fremden Mächte haben nicht Wort gehalten."

„Wer heißt der Schweiz auch auf eine fremde Macht vertrauen!“ rief Willi Luckhardt.

Und Uli Fehringer sagte: „Hoffentlich wird die Schweiz nun auf's Neue gelernt haben, daß sie von den fremden Mächten Nichts zu erwarten hat, als Betrug, Verrath und Unterdrückung. Was die Schweiz ist, ist sie allein durch sich selbst geworden und weil sie sich des fremden Jochs und der fremden Einmischung entledigt hat. Nur durch Eintracht sind wir stark und frei wie unsre Alpen und werden es bleiben.“ Aber es gelang ihm nicht mit diesen Worten, wie am Abend seiner Ankunft, das Gespräch auf das neutrale Gebiet des schweizerischen Nationalgefühls zu lenken, das in Allen in gleicher Begeisterung lebte — die sonderbündlichen Erinnerungen waren einmal wach geworden und ließen sich am Wenigsten bei den eifrigen Katholiken zum Schweigen bringen. Walther Suter sagte:

„Ich meinte immer, daß man den zweizüngigen fremden Diplomaten nicht trauen sollte und nicht auf ihre Versprechungen und Vorspiegelungen hin von seinem Posten weichen. Mit bitterm Grolle sah ich damals den „Waldstätter“ vom Ufer abstoßen — es war wohl eine gute Rettungsarche für bedrängte Klosterfrauen, die von den siegenden Freischaaren das Aergste zu fürchten hatten — aber die, welche sich an die Spitze der Regierung gestellt, durften die rathlose Stadt nicht verlassen.“

„Ich weiß es noch wie heute“, sagte Liesli und schlug die Augen groß zu Uli auf, ihre Erzählung an ihn rich-

tend: „es war schönes Herbstwetter an jenem schrecklichen 23. November. Ich war mit der Tante Babette in die Kirche gegangen, um in unsrer Herzensangst dort unsern Rosenkranz zu beten für den Sieg der frommen Sache und die Rettung der Stadt. Die Kirche war mit Betenden überfüllt, Tausende hatte das gleiche Bedürfniß hierhergeführt. Mit Tagesanbruch mehrte sich der Landsturm in der Stadt, von allen Seiten ob dem Lande berichtete man den Einzug des Feindes. Von Sursee vernahm man das Brennen in Surenthal. In der Kirche am Weihwasser trat ein Italiener zu mir, ein schöner schlanker Mann, aber todtenblaß und sagte: „Sind Sie nicht Liesli Suter? Ihr Vater ist Kaufmann und Ihr Bruder katholischer Priester — Sie sind Alle rettungslos verloren, wenn die Stadt in die Hand des Feindes fällt. Vertrauen Sie mir. Ich bin ein treuer Anhänger Ihrer Familie, will ein Boot für Sie dingen und Sie retten." Ich erschrack über diesen Vorschlag, denn wie ich auch vor den Ausgang der Sache zitterte, so schrecklich hatte ich mir unsre Lage nicht gedacht. Aber ich küßte das Crucifix, das theure Andenken meiner Mutter, das ich in jener Zeit immer an meinem Halse trug und sagte: „So wird doch Dieser uns beschützen! Man wird doch die Tempel schonen und in ihnen werden wir Frauen eine Zuflucht finden. Mein Vater und mein Bruder aber würden mir zürnen, wenn ich von Flucht mit ihnen spräche. Das Geschlecht der Suter ist alt und noch niemals ist ein Suter geflohen."

Tante Babette fuhr in der Erzählung fort: „Ich sah, wie die Antwort den Italiener beschämte. „Wenn holde Kinder so begeistert sprechen", sagte er, „so ist noch Nichts verloren!" „Da hörte man Kanonendonner zu Gisikon. Alles war in banger Erwartung. Der Italiener verließ uns, um zu sehen, was es gäbe. Aber als wir hierher zurückgekehrt waren, kam bald nach uns Walther — man hatte einen verwundeten Artilleristen von Ebikon her in das Spital geführt Er berichtete, wie die Artillerie retirirte. Eine Stunde darauf fuhr die Artillerie in gestrecktem Galopp in den Posthof hinein. Ich höre noch wie die Pferde das Pflaster stampften und die Räder der Kanonen schauerlich rollten. Aengstliche Fragen, verworrene Antworten, widersprechende Gerüchte von allen Seiten. So vergingen die Stunden. Seit zwei Stunden rauchte das Dampfschiff „Vierwaldstätter" am Theaterquai. Vor dem Regierungsgebäude hielt eine Abtheilung Dragoner und eine Compagnie Infanterie — alle nicht wissend, was geschehen, noch weniger, was nun zu thun sei! Wie sollten wir es wissen und erfahren? Ein paar junge Leute gingen höhnend an uns vorüber und sagten frech zu uns: „Hört nur auf zu beten und macht lieber daheim in Euren Küchen ein gutes Nachtessen zurecht, denn wenn die eidgenössischen Truppen kommen, werden sie hungrig sein und je mehr Ihr hier betet, daß sie der Himmel verderben möge, je mehr werden sie dann von Euern Vorräthen verderben!" Heilige Mutter Gottes! solche Reden hatte man nicht gehört, seit der

Kampf begonnen, und daß sie jetzt gewagt werden konnten, bewies, welche Hoffnungen die abtrünnige Partei in der eignen Stadt schöpfte."

„Es kostete manchmal Mühe genug sie im Zaum zu halten," sagte Herr Suter. „Ich fürchtete von ihr eben so wohl wie von den heranrückenden Freischaaren für Haus und Hof und am Meisten für meine liebe Tochter. Wer weiß auch, was ihr Schicksal geworden, wenn hier der Herr Willi Luckhardt sie nicht beschützt! „Herr Eidam", wendete er sich an Uli „Sie haben Ihrem Freunde noch die Braut zu danken?"

„Und das erfahre ich jetzt erst?" sagte Uli, dem jungen Mann die Hand reichend. Willi richtete sich in seiner kolossalen Gestalt empor, nickte mit den gutmüthigen Augen und dem frischen Antlitz Uli zu und sagte:

„Nun sieh, ich war damals erst zwanzig Jahr und wollte den Vater, der mir grade schwer erkrankt hier darniederlag, weder verlassen noch ihm einen Kummer bereiten, der ihn in jener Zeit der Aufregung vielleicht getödtet hätte. Vater und Sohn haben in diesem unglücklichen Bürgerkrieg oft einander feindlich gegenüber gestanden — ich wollte das Aeußerste erwarten, eh' das geschehe. Und Gott sei Dank! es ward mir erspart. Ich mochte nie etwas wissen von Sonderbund und Jesuiten, aber ich wollte auch nicht, daß die Urcantone von den Neueren sich hofmeistern ließen. Ich bin eben Schweizer durch und durch und wollte der Streit hätte sich schlichten lassen, ohne daß es zum offnen Kampf

gekommen wäre. Es floß doch Bruderblut auf beiden Seiten, das zum Himmel schrie. Und das hämische Ausland freute sich dessen und hätte es gern gesehen, wenn die Schweiz sich im grimmen Bürgerkriege selbst vernichtet hätte — denn wir sind ihm doch Nichts als der Heerd der Revolution, und weil sie uns beneiden um unsere Rechte und Freiheiten, möchten sie gern, daß wir uns unter einander selbst vernichteten, da sie doch niemals vermögen uns zu vernichten. Wie es nun sich zeigte, daß die Eidgenossen ringsum gesiegt und uns immer näher kamen, wie der Regierungsrath und der Kriegsrath Luzern im Stich ließ und die katholischen Truppen ohne Führer waren, der sie hätte können zur Schlacht führen — da redete auch ich unter der Menge zum Frieden. Es gab Viele in der Stadt, die nicht zufrieden waren mit Siegwart Müller und den Regierungsräthen, noch mit dem General von Salis und den andern militärischen Führern — die dann frohlockend die Eidgenossen begrüßten. Sie kannten auch meine Gesinnung und ich hatte mehr als einen Freund bei dem eidgenössischen Heer. Da gelang es mir nun, wie sie einzogen, nicht nur den kranken Vater und sein Haus zu schützen, sondern auch eine Sicherheitswache auszuwirken für Herrn Suter und sein Haus — daß weiter kein Frevel darin angerichtet ward."

„O, der eine war schon geschehen!" sagte Tante Babette mit maßloser Bitterkeit in der Stimme. —

Fürsprach Luckhardt sagte zu Uli gewendet: „Wehe, wenn es die Väter den Söhnen noch danken müssen, daß sie

aus der Art geschlagen und es ihnen noch als Verdienst anrechnen, wenn sie es nicht ganz mit den gottlosen Neueren halten. Sie, Herr Fehringer, hätten hoffentlich Ihren Eltern solchen Kummer erspart.“ Und er sah ihn dabei fest und durchdringend an.

„Herr Luckhardt“, sagte Uli edel, „wenn Sie mich so auf's Gewissen fragen, muß ich auch antworten, wie es mein Gewissen gebietet. In der Hauptsache denke ich wie mein Freund Willi, wir sind vor allen Dingen Schweizer und Brüder und stark allein durch die Eintracht. Wäre ich aber hier gewesen zu jener Zeit, vielleicht hätte ich mein junges Blut nicht so im Zaume gehalten wie er, und wenn der Ruf zu den Waffen durch das Land geklungen wäre, hätte ich das schöne Lied der eidgenössischen Freischaaren mitgesungen:

„Rufst Du, mein Vaterland?
Sieh' uns mit Herz und Hand,
All' Dir geweiht!“

„Uli!“ rief Liesli erschrocken — sie nannte ihn zum Erstenmal bei seinem Vornamen und verhüllte weinend ihr Gesicht.

Tante Babette bekreuzte sich und rief: „Heilige Jungfrau! es hat mir immer so etwas geahnt!“

Vater Suter sagte: „Dessen hätte ich mich zu Ihnen nicht versehen“ —

Und Fürsprach Luckhardt gleichzeitg: „Ich dacht' es wohl, die ganze Jugend ist verwahrlost und hat keine Ach-

tung mehr vor Gott und Kirche, vor Gesetz und Herkommen."

Walter Suter seufzte und saß sprachlos vor Erstarrung, als schaue er in einen plötzlich geöffneten Abgrund.

Es war eine charakteristische Scene. Da saß die kleine Gesellschaft vor dem zierlichen, rebenumhangenen Landhause, von dem das Weinlaub seine Guirlanden weit vorstreckte auf weiße Stöckchen die ein Zelt bildeten, durch grünes Blätterdach vor den Strahlen der Sonne zu schützen. Nur in einzelnen goldnen Lichtstrahlen fielen sie hindurch und der leise Abendwind spielte zugleich mit ihnen und dem Laub und warf einzelne Lichter auf die, welche darunter weilten. Hell fielen sie gerade auf die Stirnen von Uli und Willi, als wollten sie gleich heiligen Pfingstflammen die jungen Männer segnen, aus deren Augen schon die innern Flammen der Begeisterung sprachen. Ein solcher Strahl fiel auch auf Lieslis goldnes Haar, aber auf ihrem ernstgewordenen Antlitz konnte er sich nur in einer Thräne spiegeln — es war, als wolle er sie wegküssen und die seufzenden Lippen zu lächelnden verklären — doch vergeblich. Da saßen die beiden alten Schweizer, in Vorurtheilen rauh und grau geworden, verbittert und ingrimmig in's Leben schauend, das ihnen nicht mehr gefallen wollte, jetzt mit doppeltem Groll auf die beiden jungen Männer blickend, in denen sie auch plötzlich gewahr wurden, daß sie nicht Söhne der alten Zeit waren, sondern der neuen, die sie

nicht verstanden und verstehen wollten — da lehnte neben ihnen in der dunkelsten Ecke der junge Priester, das bleiche Haupt zur Erde gesenkt und die Lippen leise bewegend, daß man nicht wußte, ob sie Gebete murmelten oder Flüche. Neben ihm saß Tante Babette, den Rosenkranz zwischen den gefalteten Händen, aber das knöcherne Gesicht von Haß und Zorn und allen giftigen Leidenschaften plötzlich belebt — heimische Schweizer sie alle, Schweizer der Urcantone, die sich rühmen „der alten Schweizer echter Stamm zu sein,“ und ringsumgeben von den ewigen Alpen, den Hochwächtern ihrer ewigen Freiheit. Im Norden schaute die vielgipfliche Hügelgruppe des Musegg herab zu dem Landhause, zu seinen Füßen und aus den blühenden Lindengruppen des Lindenberges weheten Abendlüfte süße balsamische Düfte herab. Unten im Süden der grüne wunderbare See, der heute so friedlich dalag, als kenne er keinen Sturm und keine Brandung, und das rauschende Dampfschiff „Waldstätter“, dessen Anblick zunächst diesen Sturm unter die friedlichen Menschen gebracht, das wie an jenem Novembertag die Fahrt machte nach Flürle. Rigi und Pilatus streckten ihre Häupter über die Wolken empor und leuchteten schon in jenem eigenthümlichen Glanze der untergehenden Sonne, der das nahe Alpenglühen verkündet. Die Schneekuppen von Uri und Unterwalden am fernen Horizonte blendeten durch ihr zauberhaftes Weiß und spiegelten sich damit in dem dunklen Grunde des Sees, auf den schon die abendlichen Schatten zur Folie wurden. Und die alten

zackigen Zinnen und Thürme von Luzern gehörten auch mit zu dem Bilde, das die Menschen einrahmte, die hier ihre Heimath hatten.

Uli, der erst seit Kurzem wieder in dieser Heimath weilte, die keiner vergessen kann, dem sie es ist, und in keiner Ferne einen Ersatz für sie finden, aber die dem, der sie nie verließ, wenn auch immer ein Erhabenes bleibend, doch ein Alltägliches wird, war am Meisten unter dem Zauber dieses Eindruckes und fühlte sich begeistert als der Sohn dieser Berge, die Gott selbst zu den Hochwächtern der Freiheit bestellt und antwortete darum jetzt dahin deutend dem Fürsprech Luckhardt um so begeisterter:

„Unser Herkommen sind diese Alpen, unsre Kirche sind sie, diese hochaufgerichteten Altäre, durch sie und von ihnen hat unser Gott zu uns geredet und unser Gesetz ist die Freiheit. Unsre ewigen Schweizeralpen sind die Partei, zu der ich mich bekenne, sie die uns nicht Eins vom Andern trennen, sondern gemeinsam bewachen lehren, uns frei und gemeinsam zusammen halten und handeln. Ich hab' es mit angesehen in den fremden Ländern, wie die Völker unterliegen zu einem schmächlichen Geschick, wenn sie nicht einig sind und brudermörderisch sich selbst vernichten, oder den Geist sich knechten lassen durch allerlei bösen Einfluß von Außen und Oben. Wir sind jetzt bewahrt von einem solchen Schicksal und können es nun bleiben wenn wir das Licht und die Freiheit wahren. Und sollte nicht Allen Alles recht sein und gerecht geworden", fügte er besänftigend

hinzu, da er sah, wie die beiden ältern Herren mißbilligend die Köpfe wiegten: „Der Einheit muß man ein Opfer bringen und der Mehrzahl muß sich die Minderzahl unterwerfen; so war es immer Brauch bei uns."

„Sie haben es nicht mit erlebt, was wir indeß hier haben leiden müssen," sagte Vater Suter, „und wie „freundeidgenössisch" der Händedruck war, den das siegreiche Bundesheer unter General Dufour uns entbot —"

„Haß wird geerntet, wo man Haß säet," entgegnete Uli; „mancher Frevel ist geschehen, um die Frevel zu rächen, die hier vorher in den Freischaarenzügen an den Besiegten waren verübt worden — verübt gerade im Namen der Religion und der allein seligmachenden Kirche. Wie Hunde waren damals die Gefallenen begraben worden und wenn die spätern Sieger die Besiegten zwangen, die damals beschimpften Leichname nun wieder auszugraben um sie ehrenvoll zu bestatten, so ist das nur ein Akt der Vergeltung, der mehr sittliches Gefühl als verthierte Rohheit voraussetzt, wenn diese auch dabei in einzelnen Zügen mit vorkam. Erst gestern hat mir ein Bekannter aus Malters davon erzählt, der bei dem Ausgraben der Leichen mit hatte helfen müssen."

„O wir wollen nicht daran denken!" sagte Liesli; „es waren gräßliche Scenen, nie kann man sich ihrer ohne Schaudern erinnern."

„Nein, wir wollen davon reden," sagte Tante Babette mit vor Aerger zitternder Stimme, „denn es ist augenscheinlich, daß der Herr Fehringer über jene Zeit nur von den

feindlich und übel Gesinnten hat berichten hören, von den heimlich Abtrünnigen," und sie sah Willi Luckhardt bei den letzten Worten mit bösen Blicken an.

„Sie wollten ja erzählen, Jungfer Liesli," sagte Uli zu dieser gewendet, wie Freund Luckhardt Sie beschützt?"

Liesli fürchtete den ausbrechenden Streit der Männer und dachte, sie könne ihn durch ihre Erzählung zum Frieden wenden, darum begann sie zu Uli gewendet, indeß die beiden alten Herren leise mißbilligend miteinander flüsterten und Walther Suter noch immer wie im Traum versunken scheinbar theilnahm- und regungslos an seinem Platze lehnte:

„Der Abend war hereingebrochen. Furchtbar ernst mahnte die Nacht! Der Himmel röthete sich von den Feuerzeichen der Sieger, sie hatten Malters angesteckt und Feuer loderten von den Höhen des Musegg. In langen Reihen zogen die Nonnen über die Kapellbrücke, die Ursulinerinnen sammt den Frauen von Rothhausen und Eschenbach. Auch der Capuziner Vericourt, der bisher immer muthig einen neuen Kreuzzug gepredigt, ging mit auf das Dampfschiff, gefolgt von vielen Priestern und Capuzinern, die Herren Siegwart Müller, Sigrist, Doctor Scherer und viele Andere, die zur Regierung gehörten, waren schon an Bord. Der Italiener, der am Morgen in der Kirche mit mir gesprochen, suchte mich hier im Garten auf und wollte mich bereden, ihm auf das Schiff zu folgen und was ich

mit fortbringen könne von Geld und Kostbarkeiten mitzunehmen, denn dann sei Alles verloren, wenn die Stadt erobert oder übergeben werde. Da kam Herr Willi Luckhardt und sagte: „Es ist Nichts verloren! ich werde Sie beschützen. Fliehe wer Lust hat und gar nicht in das Land gehört!" Der Italiener eilte fort zu kommen, um das Schiff noch zu erreichen, das sich fertig machte. Aber nun herrschte Verzweiflung in der Stadt, da man jetzt erst erfuhr, daß die Regierung geflüchtet, Alles lief und rief rathlos durcheinander.

„General von Salis wollte Waffenstillstand," sagte Walther, jetzt plötzlich die Schwester unterbrechend; „aber es fand sich lange Zeit kein Parlamentär. Die katholischen Truppen waren kampfesfreudig und wollten sich schlagen, aber die Führer hatten sie im Stich gelassen. Major Bock antwortete, als man einen seiner Leute als Parlamentär verlangte: „von meinen Soldaten ist zu solchem Dienst Keiner schlecht genug." Das bezeichnet die Stimmung der Truppen, die Nichts von Unterhandlung, noch weniger von Unterwerfung wissen wollten. Endlich entschloß sich Oberleutnant Karl Mahler von der Artillerie und ging als Parlamentär zu General Dufour ab. Er wollte nichts von bloßem Waffenstilland wissen, die Stadt mußte sich ergeben; ergeben ohne Schwertstreich! Um 3 Uhr am 24. November Morgens ward zum letztenmal Generalmarsch geschlagen und die Lage der Dinge bekannt gemacht. Nach 8 Uhr früh rückten die ersten eidgenössischen Truppen ein von der

Division Gmür. Von nun an war man seines Lebens nicht mehr sicher. Berner und Basellandschafter trieben ihr Unwesen am Aergsten und Rohesten — aber mehr als der Uebermuth der einziehenden Eidgenossen verletzte der Jubel der Radicalen, die zu den Einwohnern der Stadt gehörten. Mit Fahnen und Blumen wie zu einem Feste schmückten sie Alles und suchten sich dafür zu entschädigen, daß sie in der letzten Zeit in der Stadt waren im Zaum gehalten worden. Ein solcher Trupp Radicaler und Basellandschafter umzingelte auch mich und wollte mich höhnend mit sich schleppen. Aber Willi Luckhardt warf sich zwischen mich und sie und sagte: „Er ist nicht geflohen wie die meisten andern Priester, weil er der Bruderhand des Schweizers vertraut. Er wollte hier aushalten bis auf den letzten Augenblick, da kein treuer Hirt seine Heerde verläßt und dachte es könne hier noch Kranke und Sterbende geben, die seiner bedürfen möchten." Dieser klugen Rede danke ich Leben und Freiheit. Herr Luckhardt, ich vergesse es Ihnen nicht — aber damals wäre mir der Tod erwünschter gewesen."

Liesli sagte: „Ich danke Ihnen ja nicht nur den Bruder, sondern den Vater und Alles. Herr Luckhardt kam mit Walther in das Haus, in das sich schon die Basellandschafter eingedrängt. Ich wußte nicht wo der Vater war, er hatte sich bei der Waffenablieferung der neuen Regierung mit stellen müssen und ich glaubte ihn dort gefangen zurückgehalten. Tante Babette hatte sich in ihre

Kammer eingeschlossen und lag betend darin auf den Knieen.

„Ich mochte die Unmenschen nicht sehen," schalt diese ein, „die ich unten toben und spotten hörte, den Hausherrn „Jesuitenkaib" schimpfend und drohend sein ganzes Haus und seine ganze Brut zu vernichten."

Liesli fuhr fort: „Ich war ganz allein, denn auch die Dienstmägde waren fortgelaufen, weil man ihnen Angst gemacht hatte für unser Haus. Ich ging mit den Schüsseln zum Speisegewölbe, den sechs Mann Basellandschaftern entgegen, da sie nach Speise schrieen und sagte sie möchten Alles nehmen, was darin sei — sie gingen lachend hinein und stillten ihren Hunger. Aber dann schrieen sie nach den Kellerschlüsseln — ich fürchtete mich sie ihnen zu geben, weil ich dachte: dann werden sie sich betrinken und es arg treiben in unserm Eigenthum. Aber als der Eine drohte mich zu küssen und festzuhalten, wenn ich nicht die Schlüssel gäbe, Alle lachten und rohe Reden führten und Keiner mich beschirmen wollte, da gab ich ihnen die Schlüssel. Nun ließen sie mich und thaten sich gütlich unten im Keller bei den vollen Fässern. Ich hörte sie toben und singen. Was sollte ich thun, wenn sie wieder heraufkamen und vielleicht ihrer Sinne nicht mehr mächtig waren? Ich eilte in den Garten, wie rauh der Novemberabend auch geworden — da stürmte ein Trupp singender Freischaaren gerade in den Garten herein. Es war finster; ich konnte nicht sehen, wer und wie viel es waren. „Unser Haus ist schon voll von Ein-

quartierung“ sagte ich, „Sie werden hier ein schlechtes Unterkommen finden.“ Da rief meines Bruders Stimme mahnend: „Liesli!“ ich dachte nicht anders, denn daß man ihn als Gefangenen brächte und die Sinne vergingen mir fast. Da trat Herr Luckhardt hervor und sagte, daß er mir den Bruder wiederbrächte und die Einquartierung braver Leute zum Schutz, daß er es auf dem Einquartierungsbüreau ausgewirkt habe, daß wir mit diesen die Basellandschafter vertauschen dürften und sie abziehen müßten. Und einer von den neuen Ankömmlingen verneigte sich ehrerbietig, sagte, daß er diese da, die ihm folgten immer geführt und daß sie gute Mannszucht gehalten und halten würden und sich selbst darüber empörten, wenn andere Gefährten durch zügelloses Treiben die gute Sache schändeten. Sie bewahrheiteten das, denn sie hatten einen schweren Stand, die trunknen Basellandschafter auf den ihnen vorgezeigten Einquartierungsbefehl fortzubringen und zu verhüten, daß sie nicht noch mehr zertrümmerten und zerschlugen, als schon geschehen war im Keller und in den Zimmern des Erdgeschosses. Am andern Tag kam auch der Vater wieder, der auf Herrn Luckhardt's Bürgschaft frei gelassen worden war.“

Uli's herzliche Worte voll Anerkennung und Dank für Willi wies dieser bescheiden zurück und fügte hinzu: „Vergessen wir nun die schweren Tage der Vergangenheit und freuen wir uns der Gegenwart, in der kein Bruderblut mehr fließt in unserm theuern Heimathlande und die Ge-

müther sich immer mehr versöhnen. Warum die alten Wunden wieder durch solche Erinnerungen aufreißen?"

„Ja wohl!" sagte Uli, „wir haben vor uns zu sehen, nicht hinter uns!" Er trat auf die beiden alten Herren zu, reichte Jedem von ihnen eine Hand und bat: „Die Söhne sind nicht minder gut schweizerisch, wenn sie auch Manches mit andern Augen sehen als die Väter. Möge nicht unter den Einzelnen die Zwietracht fortleben, die jetzt aus den Cantonen verbannt ist!"

Fürsprech Luckhardt schüttelte ihm warm die Hand zum Zeichen der Zustimmung.

Aber Herr Suter sagte, sich abwendend, mit scharfer Betonung: „Wir sprechen ein andermal davon, Herr Fehringer." Es war zum Erstenmale seit Uli hier war, daß er ihn nicht „Herr Eidam" nannte. Dann ging er noch einen Gang durch seinen Weinberg zu thun. Sein Sohn, der morgen abreisen wollte, hatte noch eine Verrichtung in der Stadt bei einem Collegen und ging dahin. Babette und Liesli räumten die Reste des Abendmahls in das Haus und verschwanden darin.

Uli und Willi waren allein und gingen weiter vor an den See, wo unter ein paar schönen Platanen ein erhöhter Austritt war.

„Ich dachte wohl, daß es einmal zu diesem Aussprechen kommen würde," sagte Uli, „obwohl ich es immer vermied, denn man ändert die am wenigsten, die in den alten Vorurtheilen grau geworden. Es ist auch gut so.

Uebermorgen geh' ich meinem Berufe folgend nach Zürich, sie mögen wissen, wie sie mit mir daran sind."

„Und Deine Braut?" fragte Willi.

„Nenne sie lieber noch nicht so," antwortete Uli; „Liesli ist es nur durch den Beschluß der Väter. Uns hat man nicht gefragt. Sie zieht sich scheu vor mir zurück und ich habe sie noch nie einen Augenblick allein sprechen können. Sie ist ein braves, liebes Mädchen, aber Tante Babette hat sie mit ihrer Bigotterie verdorben. Wenn man sie dieser Umgebung entrückte, würde sie an der Seite eines geliebten Mannes sich frei und schön entfalten können. Aber vergebens bemühte ich mich an ihrem Wesen zu erkennen, ob sie mich liebt. Sie ist immer gleichmäßig freundlich und zurückhaltend."

„Sie — Dich — aber liebst denn Du sie?" fragte Willi.

„An ihrer Liebe würde die meinige erwachsen, antworte Uli, „mein Herz ist frei."

Willi schüttelte den Kopf und schwieg — denn sein Herz war es nicht. —

# VI.

## Ein Zusammentreffen.

„Und so wandre ich sonder Steg,
Bahne mir meinen eignen Weg."
Hermann Koepert.

Der Maler Felix Lindenberg war am folgenden Abend nach seiner Ankunft in Brunnen dahin immer noch nicht zurückgekehrt. Niemand wußte wohin er gegangen und was aus ihm geworden.

Leontine hatte ihre Besorgniß um ihn schon mehrmals gegen Mr. Kennington und gegen Georg Sturm, der noch da geblieben war, ausgesprochen und diesem von dem Landsmann erzählt. Ihm klang der Name des Malers auch bekannt und er wußte nur nicht, ob er nur den Namen kenne, etwa aus früheren Katalogen Münchner oder Nürnberger Kunstausstellungen, oder ob er dem Träger desselben schon wirklich im Leben begegnet. Bei der Fülle von

Menschen, die in den letzten Jahren in stetem Wechsel und buntem Durcheinander ihm vorübergegangen und der Menge irgend auch beziehungsreicher Namen, die an sein Ohr geschlagen waren, war diese Unklarheit eben nicht zu verwundern. Und von Lindenbergs Vergangenheit wußte ihm Leontine auch Nichts zu sagen, als seit und wie sie ihn in Rom getroffen, und daß er ein Bayer von Geburt, seine Künstler-Studien hauptsächlich in München gemacht, dieser hohen Metropole der neuen Kunst. War es nun diese Ungewißheit, ob er einen Bekannten, vielleicht einen Genossen früherer besserer oder größerer Tage wiedersehen werde oder nicht, oder war es Leontinens weiblich zagende Unruhe um den Ausbleibenden, die ansteckend auf Sturm wirkte und ihn selbst die Rückkehr desselben ungeduldig erwarten ließ. Leontine, Alles mit zartem Gewissen bedenkend, machte sich auch Vorwürfe, daß sie selbst Lindenberg zu einem Ausflug veranlaßt und hörte immer seine letzten Worte, die er an sie richtete: „Sie treiben mich fort und die Schweizerin warnte mich." Wenn ihn nun das Wetter in der Einsamkeit des unwegsamen Gebirges überfallen, daß er vielleicht darin umgekommen wäre oder doch führer- und rathlos darin umherirrte?

Das Gewitter, das zwar ausgetobt, hatte nicht so schnell den Himmel wieder von Wolken befreit als es ihn verlassen. Sie bedeckten den ganzen Horizont und hingen tief herab auf den See, der dunkel und aufgewühlt noch immer mit hohen Wellen grollte. Die Luft war kühl und

feucht geworden, graue Nebel zogen umher, zuweilen regnete sich eine Wolke ab, aber kein Sonnenstrahl, noch ein Blick Himmelsblau wollte sich hervorwagen. Der tiefe See, so von den grauschwarzen, wie Trauerflöre und Leichentücher niederhangenden Wolken überschattet, welche die Bergriesen, den Himmel und das Wasser zugleich umhüllten, erinnerte jetzt ganz an das Chaos der Erdrevolution, von der dies wunderbare Wasser hier zurückgeblieben. Aber man glaubte noch Mitten darin zu sein in dem Kampf der Elemente, der jetzt weniger tobend und gewaltig, als unheimlich und wühlerisch geführt zu werden schien.

Und wie es immer geht bei empfänglichen Gemüthern, die unter dem Druck trüber Lebenserfahrungen und Schmerzen seufzen, so war auch die Stimmung dieser drei Menschen im Einklang mit der Atmosphäre, die sie umgab. In Mr. Kennington und Georg Sturm wühlten und quälten die aufgefrischten Erinnerungen. Der Engländer war wortkarg und düster, unter dem Vorwande der Mittagsruhe hatte er sich nach der Mittagstafel in sein Zimmer eingeschlossen, wie er oft zu thun pflegte, jede weitere Erörterung mit Sturm, jedes Wort des Denkens von dessen Seite hatte er kalt und hartnäckig von sich gewiesen und so aufgeregt und mittheilend er bei der ersten Zusammenkunft gewesen war, so schroff und hartnäckig erschien er an diesem Tage. Leontine hatte oft einen bangen Blick auf ihn geworfen, und es war, als ob darin eine stille Magie für ihn läge, der er sich nicht ganz zu entziehen wußte. Auf Momente schien er

dann aus sich herauszugehen, aber nicht lange und er verfiel wieder in sein in sich gekehrtes düsteres Schweigen und schien weder zu bemerken, was um ihn herum vorging oder gesprochen ward. Wenn ein solcher Gesellschafter sich zurückzog, so konnte man darin im Grunde nur eine Erleichterung finden.

Aber Sturm und Leontine brachten es auch allein zu keinem freudigeren und anregenderen Gedankenaustausch. Es war auch in ihren Empfindungen ein tiefes Chaos, aus dem nicht so schnell eine bestimmte Farbe und Gestalt sich entwickeln konnte. In ihr wachten Gefühle auf, die sie längst gestorben und begraben wähnte und die sie ängsteten gleich Gespensterscheinungen, die aus lang verschlossenen Gräbern stiegen — und darum gab sie sich um so mehr den Besorgnissen hin, welche ihr der Zustand des Engländers und das Außenbleiben des Malers einflößte — und das war es auch, wovon sie zumeist sprach. Aber gerade dann sah sie Sturm prüfend und wehmüthig an und dachte: um welchen von Beiden quält sie sich am Meisten und welcher ist ihr mehr?

Und Alles, was sie von Vergangenem und indeß Erlebten sprachen: sie von Anna, von mancherlei trüben Erfahrungen des heimathlosen Lebens unter fremden Menschen im fremden Lande — er von dem unglücklichen Ausgang der revolutionären Bewegungen, an denen er sich betheiligt, dem Elende des Exils, den Qualen und Demüthigungen der Verbannten, das konnte sie auch nicht aus der

gedrückten Stimmung herausbringen, die gleich diesem düstern Himmel auf ihnen lag.

So können oft zwei Menschen sich glücklich fühlen, sich wiederzusehen, mit einander auszusprechen — und doch es einem Dritten Dank wissen, der ihr Alleinsein unterbricht. So war es auch hier, als Jemand hastig das Zimmer öffnete.

Der Maler Felix Lindenberg trat ein und rief lachend, zumeist über seinen Anzug, der sehr die Spuren des schlechten Wetters und eines langen Kampfes mit ihm trug: „der Pilatus hatte doch recht und die holde Luzernerin — das Wetter kam und war da, ehe man sich dessen noch recht versehen konnte.“

Leontine gab ihm die kleine zarte Hand und sagte herzlich und einfach: „Sie wissen, ich bereue sonst selten etwas, aber das habe ich bereut, daß ich Sie zu einem Ausflug veranlaßt, der sehr leicht ein unglückliches Ende nehmen konnte, ich habe indeß sehr viel Angst um sie ausgestanden.“

„O die bin ich gar nicht werth“, antwortete Felix, „es ist ein altes deutsches Sprüchwort, daß sich Unkraut nicht verliert — ich bin ein wenig naß geworden, ein wenig verirrt gewesen und ein paar Mal in Gefahr, mich zu verklettern — aber ich bringe angenehme Erinnerungen heim — ich habe die Natur in ihrer Herrlichkeit gesehen und kann nun wagen eine Schweizerlandschaft im Gewitter zu malen — das ist gut für meine Mappe — aber ich habe

auch ein paar Abenteuer gehabt, neue zu erwarten, die sich hoffentlich an die vorhergehenden knüpfen werden — und das ist noch besser für mich selbst."

„So will ich aufhören zu bereuen", sagte Leontine und stellte nun die Herren einander vor, von denen sie begierig war zu erfahren, ob sie sich früher gekannt oder nicht.

Sie begrüßten einander mehr höflich als herzlich und Sturm sagte: „Sie sind mir nicht ganz unbekannt — Sie waren mit bei der Künstlerlegion."—

Der Maler erröthete fast verlegen und sagte: „Nun hier, auf Schweizer Gebiet, kann man sich solche Erinnerungen noch gefallen lassen, die daheim mißliebig geworden. Man mußte die Spielerei doch mitmachen! die Calabreser mit den schwarzen oder weißen wehenden Federn und die schwarzrothgoldnen Schärpen gaben uns ein ideales, mittelalterliches Ansehen. Damals war es möglich, erträgliche Gruppen der Zeitgenossen zu malen, weil die Trachten erträglich geworden, selbst die langweiligen deutschen Gesichter hatten sich idealisirt. Ach jetzt besinne ich mich! Georg Sturm! ich habe den Namen damals auch öftrer gehört — aber kaum hätt' ich in Ihnen jenen Helden der Rednertribüne wiedererkannt."

„Die Zeit verändert uns Alle im Innern und Aeußern!" sagte Sturm mit Bitterkeit, „das lehren mich Ihre Worte in jeder Beziehung. Die Erfahrung ist nicht neu, die ich an Ihnen mache; es lohnt nicht auf Ihre An-

schauung vergangener Dinge einzugehen, es ist aber gut, wenn ich Ihnen sage, daß ich sie nicht theile."

Leontine wollte das peinlich begonnene Gespräch vor noch peinlicherer Fortsetzung bewahren und sagte darum schnell zu dem Maler: „Aber Sie sind noch in den nassen Sachen, Herr Lindenberg, wird es nicht gut sein, Sie restauriren sich erst und erzählen dann Ihre Abenteuer?"

„Mein Fräulein, ich verstehe Ihren Wink" antwortete der Maler, „und werde Sie nicht länger stören." Ehe sie etwas darauf entgegnen konnte, war er zur Thür hinaus.

Sturm sah ihm nach und es war unklar, ob er mehr für sich oder zu Leontinen sagte: „Und das nennen Sie eine echte Künstlernatur? Spielerei! Ja das ist das rechte Wort. Spielerei ist ihnen Alles, das Vaterland und die Freiheit, die Kunst und die Liebe! Sie suchen Alles unter einen höheren ästhetischen Gesichtspunkt zu bringen, wie sie sich ausdrücken und verstecken dahinter nur den Egoismus eines Charakters, der nie über die kleinlichsten Lebensinteressen hinaus zu kommen vermag. Nur was ihnen Genuß giebt, das suchen sie auf. Sie leben, als wären sie allein auf der Welt und beschönigen ihre Genußsucht mit den Bedürfnissen einer genialen Natur! Es sind die Raubvögel, die sich das Gefieder harmloser Tauben borgen. Sie haben wunderliche Reisegefährten, mein Fräulein." Es lag etwas halb wie Spott, halb wie Vorwurf in diesen letzten Worten, zumal mit dem Tone, mit dem sie gesprochen worden, das

Leontine verwundete, so daß sie mit wehmüthigen Blicken zu Sturm aufsehend sagte:

„Ich habe sie mir nicht gewählt. Ich weiß, daß es gewisse Naturen und Charaktere giebt, bei denen ein hingeworfenes Wort genügt, sie für immer zu entzweien, auch wenn es nicht so furchtbar ernst gemeint war, wie es genommen ward. Ich würde vergebens bei Ihnen Lindenbergs Fürsprecherin sein, auch wenn ich es versuchen wollte. Was er vorhin leichtfertig sagte, hat mich verwundet wie Sie und war mir von ihm neu, denn ich war noch nie mit ihm auf dies Thema gekommen. Auf Mr. Kenningtons verstörtes Gemüth aber wirkt seine heitere, unbefangene und bescheidene Weise zuweilen äußerst wohlthuend und ich lasse mich gern von ihm unterrichten und unterhalten. Wollten wir nur Menschen um uns dulden, die mit uns gleich dächten und empfänden oder solche, von deren moralischer Charakterfestigkeit in allen Stücken wir überzeugt wären — wie viele blieben uns denn?

Draußen schlug die Glocke sieben Uhr. Acht Uhr war die Stunde, die Georg Sturm mit dem Postwagen wieder nach Schwytz bringen sollte. Er reichte Leontinen die Hand und sagte: „Wir wollen uns die letzte Stunde des Zusammenseins nicht trüben lassen durch Andere. Kaum Augenblicke sind es noch, denn ehe ich abreise, muß ich mich noch bei Mr. Kennington verabschieden. So lange Sie mir so nahe sind, gebe ich die Hoffnung nicht auf, Sie wiederzusehen — wenn und wo wird es geschehen können?"

„Mr. Kennington wird es bestimmen,“ antwortete Leontine, „wohin unsere Reise sich richtet. Ich glaube, er wird diesen ganzen Sommer in der Schweiz bleiben. Wenn er jetzt noch Nichts bestimmen mag, so treffen Sie uns vielleicht noch einmal hier oder in Schwytz.“

„Aber schreiben Sie es mir nicht lieber, wo Sie sind, als daß wir uns dem blinden Ohngefähr überlassen?“ fragte er bittend, „meine Adresse gab ich Ihnen schon.“

„Wenn Sie es wünschen, werde ich es thun,“ antwortete sie ruhig, „wenigstens dann, wenn wir uns irgendwo auf längere Zeit niederlassen, vielleicht in Pension begeben —“

„Und Sie werden immer bei Mr. Kennington bleiben?“ fragte er mit fast bebender Stimme und sah sie bedenklich an.

„Das glaube ich nicht,“ entgegnete sie, „aber so lange doch, als er meiner bedarf.“

„Haben Sie keine Sehnsucht wieder nach Deutschland, nach dem lieben alten germanischen Nürnberg?“ fragte er weiter.

„Zuweilen, ja,“ versetzte sie, „ich denke an die alten Erker und Giebel, an das alte Schloß und die herrlichen Kirchen, an die ganze alte mittelalterliche Herrlichkeit, die doch immer mit reichsstädtischer Freiheit sich paarte und sie bis auf die neueste Zeit hin der ganzen Stadt und ihren Bewohnern etwas Sichermüthiges gab, Gereiftes, Selbstständiges, aber ich weiß nicht, ob ich wünschen möchte, dort

wieder zu leben — wer einmal so losgelöset worden von der Heimath und den alten Verhältnissen, der paßt nicht wieder hinein."

„Weiß Ihr Herr Bruder, daß Sie hier sind?" forschte er weiter, „wird er nicht wünschen Sie wieder zu sehen?"

„Ich weiß es nicht", sagte sie und schlug die Augen nieder, „ich habe ihm geschrieben, aber er hat mir noch nicht geantwortet."

Der Eintritt Mr. Kenningtons, der sich doch besonnen, daß er seinem Gast wenigstens die letzte halbe Stunde widmen müsse, beendete dies Zwiegespräch.

Auch ihn fragte Sturm, ob er auf ein Wiedersehen hoffen dürfe.

Der Engländer schien diese Frage am Wenigsten erwartet zu haben und antwortete in seiner kalten menschenfeindlichen Weise: „Glauben Sie, daß dieß gut ist für Männer in unsrer Lage? Doch ich will Fräulein Sternthal nicht um das Vergnügen bringen, mit einem Landsmann zu verkehren, aber ich glaube, mein unsteter Trieb wird uns nirgend lange rasten lassen — es müßte sich denn irgend ein einsames Asyl finden, wo man allein mit der Natur und unbelästigt von den Menschen ruhig leben könnte."

Sturm schlug solche Orte in den tiefen Thälern oder auf den hohen Alpen der Schweiz mehrere vor, fügte aber hinzu: „Aber für eine Dame entbehren sie des Comforts; sie würde Sie dahin nicht begleiten können."

„Das wird von ihr abhängen," antwortete der Engländer kurz; dann reichte er Sturm die Hand und fügte milder hinzu: „Unser Suchen und Finden war eigenthümlicher Art. Es galt eine heilige und schwere Pflicht zu erfüllen. Wir scheiden mit leichterem Herzen als wir kamen. Wir wollen eingedenk bleiben, daß, wenn wir in irgend einer kleinen oder großen Angelegenheit Einer des Andern bedürfen sollten, Jeder im Hinblick auf ein heiliges Grab, dessen verklärter Genius über uns Beiden schwebt, dem Andern als ein Freund sich bewähren wird. Versprechen Sie mir das, wie ich es Ihnen verspreche! Aber für das Alltagsleben ist die höhere Weihe dieses Bundes nicht gemacht."

Sturm erwiederte den Händedruck und sagte düster: „Ich glaube, Sie haben Recht." Er blickte dabei wehmüthig auf Leontinen, als wolle er sagen: Aber warum sollen auch wir wieder getrennt sein, nachdem nun eben eine so lange Trennung hinter uns liegt?

Doch weiter darüber zu sprechen verhinderte der Eintritt des Malers. „Ei, Sie sind schon wieder reisefertig, Herr Sturm, wie ich sehe und höre," sagte er zu diesem, und wir haben noch gar nicht zusammen vom Bayrischen Vaterlande geplaudert, in ein paar Monaten kehre ich dahin zurück und wenn ich Ihren Namen nenne, soll ich vielleicht Manchen von Ihnen erzählen."

„Das wäre ein sehr uninteressantes Geschäft", entgegnete Sturm bitter, „und in den Kreisen, in welchen Sie

dann wahrscheinlich leben, würden Sie nicht gern daran erinnern wollen, daß wir einander früher und jetzt gekannt. Vergessen Sie darum dies neue Begegnen wie das frühere — es ist der beste Dienst, den Sie mir erzeigen können."

Der Maler hatte keine Zeit zur Antwort, denn mit einem nochmaligen Händedruck und Abschiedsgruß für Leontine war Sturm zur Thür hinaus, in welcher auch der Hausknecht zum Aufbruch mahnend erschien.

Als er fort war, sagte der Maler wegwerfend: „Diese Flüchtlinge scheinen unverbesserlich. Hochmüthig, als wären sie die Götter der Welt, verbittert, als hätte die ganze Welt und jeder Einzelne sich an ihnen versündigt, verkriechen sie sich immer tiefer in ihre alten Anschauungen wie eine Schnecke in ihr Haus, das sie mit sich herumschleppt. So werden sie Kriechgeister und meinen doch allein zu wissen, was Fortschritt sei und Humanität. Wenn nur der menschliche Hochmuth die Menschen nicht immer dahin brächte sich so in sich selbst zu verrennen und ihre Auffassung der Dinge für die allein richtige zu halten!"

Der Engländer lächelte vornehm, indem er sagte: „Es scheint, als könnten sich zwei deutsche Landsleute in der Fremde nicht begegnen, ohne einander unbequem zu finden — wenn nichts Schlimmeres. Immer ist es, als wolle Einer den Andern empfinden lassen, daß er ihn verachte. Es ist eine wunderliche Nation!"

Leontine seufzte bei diesen Worten, da sie fühlte, daß etwas Wahres darin lag. So absprechend und erbittert,

wie vorhin Sturm über Felix geurtheilt, gerade so absprechend und erbittert urtheilte nun dieser über jenen — im Grunde hatte Jeder recht und auch Keiner. Warum immer diese Unduldsamkeit, dieses Entzweien und warum trug Keiner den Andern, nahm ihn, wie er war, warum mußte Jeder dem Andern die andre Lebenserfassung gleich zum Verbrechen machen, warum sie nicht aus seiner Individualität erklären und tragen, damit die seine auch ertragen werde? Das Unerträgliche auf das Jeder stieß, war doch im Grunde nur die eigne Unverträglichkeit. Aber das Herz war ihr zu voll, um in dies Gespräch der Männer sich mischen zu mögen, zustimmend, widerlegend und versöhnend zugleich zu sprechen, wie ihre klare Seele hierbei empfand. Sie stand am Fenster, schaute hinaus und grüßte Sturm noch einmal mit stummem Neigen, der sich wehmüthig nach ihr umsah, bis er an der Ecke verschwand. Sie dachte nur an ihn und hörte nicht mehr, was die Männer sprachen. Aber nicht lange dauerte dies in sich selbst Versinken — immer gewohnt, sich zu beherrschen und ihre Umgebung zu berücksichtigen, kehrte sie sich bald wieder nach den Beiden um.

„Nun erzählen Sie uns Ihre Tour!" sagte sie zu dem Maler.

Er gehorchte gern; aber wie frisch und blühend auch die landschaftliche Schilderung war, die er von seinem Wege entwarf, er eilte doch damit, um zu der seiner Abenteuer zu kommen. „Schon war ich so an der Herrlichkeit der Natur

mich ergötzend ein paar Stunden gegangen," erzählte er weiter, „als ich an ein paar Hütten kam, vor denen ein schmuckes Mädchen saß. Keine idyllische Schäferin! Eine große, kräftige Gestalt, wie wir hier meist schon die Schweizerinnen gesehen haben, mit glänzend schwarzem Haar und langen Zöpfen, ein hübsches, frisches Gesicht mit freundlichem Ausdruck. Eine Ziege lag zu ihren Füßen und eine größere Anzahl dieser niedlichen Thiere kletterte an dem Berghange, der dicht hinter der Hütte sich emporhob, das Gras zwischen Steinen suchend. Freundlich grüßend fragte ich die Hirtin, ob sie mir wohl etwas zu essen geben könne. Mir lachend die weißen Zähne weisend, schaute sie mich mit großen Augen an und verstand nicht recht, was ich wollte. Ich suchte mein Anliegen so viel mir geläufig in richtiges „Schweizerdütsch" zu übertragen und nun sagte sie auf die Ziegen deutend: Diese da geben uns zu essen und zu trinken — und Brod dazu. Weiter hab' ich Nichts. Wenn der Herr damit zufrieden ist?" Ich erklärte, das sei ich sehr gern, und sie fuhr weiter fort zu sprechen: „Wüßte ich nicht, daß der Herr Pfarrer verreist sei, so ließe ich Sie noch ein halbes Stündchen weiter gehen, beim Herrn Kaplan finden sonst die Fremden ein gutes Unterkommen im Dorf, aber der Herr ist verreist und seine Wirthschafterin wird auch vor Nacht nicht zurückkommen." Ich erklärte ihr, daß ich lieber ihre Gastfreundschaft in Anspruch nehme als die eines Pfarrers — und dann konnt' ich doch nicht umhin, sie zu fragen, ob die Wirthschafterin auch so hübsch sei wie

sie selbst? Sie ward roth und ernsthaft und versicherte mir, die Wirthschafterin sei ein altes braves Mütterchen, die im Sonderbundskrieg ihren einzigen Sohn verloren, wie dann der neue Herr Pfarrer her gekommen, der vom Seminar her der Freund ihres Sohnes gewesen, habe er sie zu sich genommen. Und dann fragte sie mich, da ich von Brunnen käme, könne ich ja wohl dem jungen Herrn Pfarrer begegnet sein, ob er wohl noch müsse zurecht gekommen sein zu dem Schiff, das von Flüeln käme? Ich ließ mir sein Signalement geben und es paßte zu dem katholischen Geistlichen, den wir gestern hier auf das Schiff gehen sahen. Ich sagte ihr das, wie auch, daß ein schönes Mädchen ihn da recht freundlich willkommen geheißen. „O das glaub' ich," rief meine Wirthin, Gerty war ihr Name; „das ist seine Schwester, die Jungfer Liesly Suter, mit der und dem Herrn Vater er zusammentreffen wollte zur Fahrt nach Luzern." Da erfuhr ich auf einmal Namen und Adresse und vielerlei von der holden Reisegefährtin; auch daß sie manchmal dahin zu ihrem Bruder komme. Aber der scheint ein sehr strenger und frommer Vater zu sein — oder es hatte andere Gründe, daß die Gerty so seines Lobes voll war. Während wir so plauderten und ich ihr Brod und Ziegenmilch mir trefflich schmecken ließ, kamen ihr Vater und Geschwister aus der Kirche nach Hause, wunderten sich, daß schon ein Fußreisender da sei und warnten mich vor dem Wetter, das wohl kommen werde, mich nicht zu weit zu versteigen. Ich ließ mir den Weg nach Lowerz beschreiben

und da ich die Zeche bezahlen wollte, sahen sie mich groß und fast verächtlich an und wollten Nichts nehmen. Aus meiner Verlegenheit half ich mir mit dem Zeichnen, Bleistift und meiner Mappe. Ich packte aus und sagte: „Dann müssen Sie mich noch ein Weilchen hier dulden, sich zu den Ziegen setzen wie vorhin da ich kam — und ich zeichnete schnell diese Partie."

Es war eine idyllische Landschaftsskizze, die der Maler vorzeigte. Eine Schweizerin in malerischer Tracht, eine Ziege zu ihren Füßen lagernd im Vorgrund, dahinter die Hütte, die Ziegen in verschiedenen Stellungen emporkletternd, im Hintergrund die Alpenhäupter. Leontine lobte das kleine Bild.

„Sie können denken, daß Gerty und die Ihrigen sich kindisch freuten, aber ich sagte, ich müsse das Bild erst ruhig ausführen und werde es ihnen dann bringen. Sie hätte es lieber gleich behalten, wenn ich es denn einmal für sie gemacht, aber ich blieb dabei, es erst in Kurzem wiederzubringen und schied mit diesem Versprechen. — Etwa zwei Stunden war ich fort, als das Unwetter losbrach, das Sie hier auch erlebt. Großartig war es wohl — aber wie der Donner immer fort grollte, Blitze vor mir niederzuckten, der Föhn heulte daß die stärksten Bäume in ihren Wurzeln bebten und der Regen endlich vor mir in Strömen niederfloß, daß ich rings um mich nichts mehr sah und hörte — und nirgend ein Obdach — da verdroß es mich doch, daß die

Luzernerin und der Pilatus Recht hatten und daß ich solch Unwetter nicht lieber von den Fenstern eines comfortablen Hotels aus beobachtete, wie wahrscheinlich Sie, sondern so mitten darin stand. Da war es mir plötzlich, als hörte ich menschliche Tritte von seitwärts kommen — ich hatte schon mehrmals geglaubt, es erscheine mir ein Helfer in der Noth und kaum wagte ich mich umzusehen, weil ich dachte, ich täusche mich — denn ohne Ziel und Richtung lief ich auf dem unbekannten Fußpfad, der thalwärts ging, weiter, hoffend, daß er mich zu einer menschlichen Wohnung bringe, gleichviel, ob es Lowerz war oder die elendeste Alpenhütte. Aber diesmal irrte ich mich nicht, eine lange Männergestalt tauchte neben mir auf. Ich rief sie freudig an und fragte den Fremden, ob er gleich mir des Weges unkundig sei, oder mir irgendwo ein Obdach zuweisen könne. Er schien sich zu besinnen, ehe er antwortete, und mich prüfend zu betrachten. Dann sagte er: Es ist ein verwünschtes Wetter! wenn wir hier rechts gehen und der Sturm hat uns nicht früher umgerissen, oder der Blitz erschlagen, so müssen wir, denk' ich, in zehn Minuten an eine Felsenschlucht kommen, in der wir wenigstens im Trocknen warten können, bis sich das schlimmste Wetter verzogen. Wenn Sie noch fünf Minuten so blindlings geradausgelaufen wären, so kamen Sie an den angeschwollenen Fluß, der seinen Steg schon vor einigen Tagen fortgerissen und heute wahrscheinlich ganz ausgetreten ist." Seiner Führung mich überlassend nahm ich die letzten Kräfte zusammen und folgte seinem schnellen

Lauf. So kamen wir bald in die angegebene Schlucht. Es war eben kein angenehmer Aufenthalt, doch dankte man Gott, daß man ihn erreicht. Von Oben gegen den Regen und gegen den Sturm schützte uns vollständig das Felsendach, aber von unten strömte schlammiges Regenwasser herein und wir wateten wie in einem Fluß. Endlich entdeckte mein Begleiter einen Felsenblock, auf den wir uns setzen und die Füße hinauf ziehen konnten, um sie aus dem Wasser zu bringen. Eine bequeme Stellung war es nicht und keine beneidenswerthe Lage, zumal es dunkel zu werden begann. Wußt' ich doch auch nicht, wer mein Gefährte war. Er sprach mit weichem italienischen Idiom und da es mir schien, als sei ihm das Italienische geläufiger als das Deutsche, so fing ich an in dieser Sprache mit ihm zu sprechen. Es war in der That ein Italiener, und wie ich diesen in ihm, errieth er in mir den deutschen Künstler, der eben aus Italien kam. Ich sagte ihm, daß ich wieder zurück nach Brunnen wolle, woher ich auch gekommen. Er berichtete, daß er von Wäggis gekommen und nach Einsiedeln wolle. So gingen unsere Wege freilich auseinander. Er schien hier alle Wege und Schlupfwinkel genau zu kennen und versicherte schon oft ähnliche Wetter in gefahrvollern Lagen erlebt zu haben, dennoch schien ihm dieses zu beunruhigen und er schaute immer hinaus, ob es nicht bald nachlasse mit Stürmen und Blitzen. Endlich schien wenigstens das Gewitter vorüber, wenn auch der Regen noch heftig floß. Unsere Situation hier war nicht beneidenswerth. Der

Italiener sagte, der nächste Flecken, in dem wir für die Nacht Herberge finden könnten, sei etwa eine halbe Stunde entfernt, wenn man den geraden Weg zu nehmen wisse, ihn führe der seinige dahin, aber wenn ich nach Brunnen wolle, müsse ich dann wieder zurück. Ich sehnte mich nur vor Allem nach einem Nachtquartier, denn es war schon spät und finster geworden, Nässe und Kälte wurden mir immer empfindlicher und so wagten wir uns denn aus unserm Versteck heraus, ein bequemeres Unterkommen zu suchen. Was der Italiener einen geraden Weg genannt, erschien mir nun freilich als gar keiner — es ging über Steingeröll, das unter den Füßen fortrollte und dann kamen wieder vom Regen schlüpfrige und sumpfige Stellen, bergein und bergauf, zuletzt an einem Abgrunde hin, daß ich sogar einmal ausgleitend wahrscheinlich hinabgestürzt wäre, wenn mich mein Führer nicht gehalten. Endlich war der Flecken erreicht und ich athmete freudig auf, als die einfache aber nette Wirthsstube uns aufnahm, wir die Sachen trocknen und uns mit einer warmen Abendmahlzeit erquicken konnten. Dem Italiener dankte ich als meinem Retter und nannte ihm meinen Namen. Er schien nicht nöthig zu finden den seinen dafür auszutauschen und ich mochte nicht direkt darauf dringen. Auf meinen innigen Dank erwiderte er fast feierlich: „Wir Menschen brauchen ja immer einander, vielleicht findet sich einmal eine Gelegenheit, wo Sie mir diesen kleinen Dienst mit Zinsen vergelten. Seien Sie gewiß, ich werde Sie daran erinnern. „Ich gab ihm meine

Hand und versicherte, daß ich mich glücklich schätzen würde, je in die Lage zu kommen, einem Manne, dem ich mein Leben danke, diese innige Dankbarkeit beweisen zu können. So sagten wir uns gute Nacht, um uns morgen beim Frühstück wiederzusehen. Ich schlief erst lange nicht nach der ausgestandenen Strapaze, dann aber um so fester. Es war schon spät am Tage, da ich erwachte. Meine erste Frage war nach dem Italiener. Bereits mit Tagesanbruch war er abgereist, ich habe ihn nicht wiedergesehen."

„Wie sah er aus?" fragte Leontine; „lang, bleich und hager, trug er elegante Kleidung und einen Gummiüberzieher?"

„Das Alles trifft zu," antwortete der Maler verwundert; „wie kommen Sie aber zu diesem Signalement?"

„Ich sah gestern einen solchen Italiener von dem Schiffe kommen, wie der Sturm eben losbrach und das Schiff nur mit Mühe landen konnte."

„Dann kann er es doch nicht gewesen sein," antwortete der Maler, „da mein Begleiter von Wäggis sprach — und wer hier im Sturm ankam konnte denselben nicht in einer Entfernung von drei Stunden erleben."

„Nicht denselben," antwortete Leontine," aber das zweite Wetter, das ein paar Stunden nach dem ersten los-

brach; dazwischen war ein kleiner Waffenstillstand der Natur. Doch kann ich mich irren. Aber wie kamen Sie hierher zurück?"

„Gegen Mittag macht' ich mich auf den Weg, erst denselben, den ich gestern gegangen. Mein letztes Abenteuer ist noch ein Fund. An der einen Seite neben einem hohen Stein, wahrscheinlich dahin geweht, sehe ich etwas vor mir blitzen — ich bücke mich und finde eine in Perlen gestickte Brieftasche, die freilich der Regen halb zerweicht. Ich hebe sie auf und untersuche den Inhalt — es steckt ein Postschein darin, der den Namen Wilhelm Steinli trägt und eine Adresse an denselben: Kaufmann in Flüeln. Vorn stand auf der ersten Seite der eingehefteten Notizblätter: „Andenken an Liesly Suter." Denken Sie, immer wieder diese Liesli! Und welch' ein Esel von Bräutigam oder Geliebten, eine Stickerei von ihren Händen zu verlieren! Ich kämpfe nun mit mir, ob ich damit nach Luzern eile und den unwürdigen Bräutigam vor ihr entlarve, oder nach Flüeln zu diesem Herrn Steinli, um ihn zu demüthigen.—"

„Und ihm doch sicher seine tausend Francs zu übergeben," sagte Leontine. —

„Was sagen Sie?" rief der Maler, „kein Centime war darin!"

Es kam zu Erklärungen über Herrn Steinli und seine gestrige Aussage. „So muß ich doch zu ihm“, entschied sich der Maler „und sogleich — sonst hält er mich, der wahrscheinlich nur die von einem andern weggeworfene taube Nuß gefunden, am Ende für den Dieb des Kernes!“

---

## VII.

## Uli's Scheiden.

„Das eigne Herz muß sich der Mann bezwingen,
Will er das Höchste und sich selbst erringen!"
Julius Mosen.

Walther Suter, der in Luzern nicht nur bei den Seinen ausgeruht, sondern mit andern katholischen Geistlichen eine amtliche Zusammenkunft gehabt hatte, kehrte wieder in seine kleine einsame Pfarrei im Canton Schwytz zurück, wo indeß ein noch wohnender Amtsbruder oder der Schullehrer seine, bei einer so kleinen Seelenzahl, wie ihm anvertraut war, geringen Amtsgeschäfte versehen. Er hatte von den Seinen schon am Abend Abschied genommen, da er mit dem ersten Dampfschiff, das, wenn kein Uebel seine Fahrt verhinderte, um fünf Uhr abging, abreisen wollte. Und er hatte bis an dessen Landungsplatz eine ziemliche Strecke zu gehen, so daß er schon früh aufbrechen mußte. Uli ließ es mit sich zu keiner langen Abschiedsrede kommen, da er versicherte, früh auf zu sein und Walther an das Schiff zu geleiten.

Dieser meinte, er wolle einem mahnenden oder vorwurfsvollen Abschiedswort nur ausweichen und schwieg lächelnd zu dem Versprechen. Aber Uli hielt Wort. Auch er trat angekleidet aus seinem Zimmer, als er hörte, daß Walther das seine geöffnet hatte und die Treppe hinabging. So verließen sie miteinander das Haus.

„Walther," sagte Uli, „es ist zwischen uns nicht, wie es sein sollte — zwischen Jugendkameraden und alten Freunden. Du zürnst mir, weil ich gestern meine Ansichten offen aussprach, die Du doch allmälig schon an mir erkennen mußtest. Ich ehre das Alter und die Sitte der Väter und widerspreche ihnen ungern, ich ehre in Dir die geistliche Würde und möchte sie um Alles in der Welt nicht mit Reden beleidigen, die Deinem Standpunkt nicht entsprächen. Aber ich kann nicht lügen und heucheln! nicht aus Achtung, oder Freundschaft, oder Gott weiß aus welchen Rücksichten mich stellen, als gehöre ich zu Jemandes Partei, wenn ich eher der entgegengesetzten angehöre. Da es denn einmal zur Sprache kam, konnte ich meine Ueberzeugung nicht verläugnen. Aber die hindert uns doch nicht, Freunde zu sein. Man kann noch ein guter Katholik sein, ohne es mit den Jesuiten zu halten, und froh sein, daß das Land von den Stiftern so vielen Unheils befreit ward, ohne darum das Unterliegen der katholischen Kirche zu wünschen, vielmehr nur ihre Befreiung von einem unwürdigen Joch, das Jene ihr auferlegen möchten — die Hauptsache bleibt aber doch, daß wir Schweizer sind und kein Joch dulden für die Schweiz,

mag es von Innen oder von Außen versucht werden ihr aufzulegen. Laß uns als Freunde scheiden, wenn die Ansichten auch nicht ganz gleich sind."

„Ich möchte es so gern!" sagte Walther, „die nächste Zukunft wird es ja doch entscheiden, wie unser Verhältniß sich zueinander gestalten wird."

„Wie meinst Du das?" fragte Uli verwundert, fast bestürzt, „könntet ihr im Ernst wieder daran arbeiten, Unfrieden in das schöne Land zu bringen?"

Walther schüttelte traurig mit dem Kopfe und sagte: „Ich meine, in Dir muß es sich entscheiden, wenn Du wieder in der Schweizer Heimath lebst, deren Zustände inzwischen Dir fremd geworden. Jetzt warst Du nur hier in der Urschweiz, wo es mit uns noch einige Treugebliebene giebt. Nun gehst Du nach Zürich. Dort und in Genf war von jeher der Heerd der Radicalen und ihres Atheismus. Laß sehen, wie Dir in der Nähe solch Unwesen gefällt. Entweder Du gehst darin unter und dann bist Du für uns verloren, wie wir für Dich, oder Du kehrst geheilt zu uns zurück — und dann wird Freude sein in meines Vaters Hause, wie über den verlornen Sohn!"

Uli warf stolz und unwillig das kecke Haupt zurück und sagte: „So denkt und urtheilt Ihr also über mich und habt im Familienrath wohl diesen Beschluß gefaßt? Ist Liesli auch mit dabei gewesen."

Liesli betet für Dich und wird gleich uns auf Deine Entscheidung warten. Bist Du abgefallen von der Väter

Weise, unsrer Sache, Dir und uns Allen untreu geworden, so bist Du es auch ihr — o Uli, Uli! Du versündigst Dich auch schwer an ihr!"

„Walther!" rief Uli aufbrausend, „Ihr seid es, die Ihr Euch an dem Mädchen versündigt! — Aber in diesem Punkt verstehen wir uns am wenigsten," sagte er, seine eigne Hitze mildernd, „ich will nicht mit Dir rechten, ich wollte in Freundschaft von Dir scheiden, darum gab ich Dir das Geleit. Lebe wohl! Eure Familienpolitik soll Liesli weder zwingen, mir zu gehören, noch mich aufzugeben, ihr Herz soll frei entscheiden und nur auf die eigne Stimme hören! — Lebe wohl, ich kann Deine Gesinnung achten, weil ich weiß, daß sie Eins ist mit Deiner Berufstreue — aber ich darf auch das Gleiche von Dir fordern. Lebe wohl, und wenn wir uns wiedersehen, so sei es in Frieden und Freundschaft!"

„Ich hoffe es," antwortete Walther mit einem Seufzer voll Selbstüberwindung, nicht mehr hinzuzufügen, als: „werde, so viel an mir ist, für das Heil Deiner Seele beten!"

Aber dieser Zusatz war es gerade, der in Uli's für Freundschaft und Versöhnung so empfindlichem Gemüthe alle bittren Empfindungen aufregte, die ihm zeigten, daß ihm das Priesterkleid den Freund seiner Jugend für immer geraubt. Aber da sie eben das rauchende Dampfschiff erreicht hatten, auf dem bereits die Glocke zum zweiten Male

rief, so ließ er jene priesterlichen Worte die letzten sein und reichte dem Scheidenden zum letzten Male stumm die Hand.

Uli wollte noch nicht zurückkehren. Er ging über die Kapellbrücke, über die grüne lustigrauschende Reuß, bis er an den Kirchhof kam, der ziemlich mitten in der Stadt gelegen. Gleich wie er hier angekommen, hatte sein erster Besuch den Gräbern seiner Eltern gegolten und jetzt trieb ihn das volle Herz noch einmal dahin, ehe er von Luzern schied. Er wollte auch ihre Pflege dem Todtengräber empfehlen. Das Thor fand er offen. Die überbaute Façade rechts am Eingang war mit schönen Frescogemälden aus der heiligen Geschichte geschmückt, die ihn eine Zeit lang fesselten. Es war ganz still und einsam in der stillen Stadt der Todten. Am grünen Rasen hing der Morgenthau und die höheren Halme neigten sich von seinen Perlen. Die ersten Strahlen der Morgensonne spielten über die höchsten Gräber und gossen ihren Heiligenschein von Licht und Leben über die aufgerichteten Marmordenkmale und das Gold an ihnen funkelte noch einmal so hell. In den Zweigen der hohen Pinien und Platanen säuselte der Morgenwind und die Vöglein, die hier ihre Nester gebaut, sangen auch hier in fröhlicher Maienfeier ihre Lieder von Leben und Liebe.

Uli stand bald an den Gräbern seiner Eltern, die theuren Gestalten wurden lebendiger als je vor seinem Geiste, er empfand es schmerzlich, daß es ihm nicht vergönnt gewesen, ihnen die letzten Stunden zu versüßen, ihren letzten Se-

gen zu empfangen und die Augen zuzudrücken, die für ihn stets nur Blicke der Liebe und Güte gehabt!

Als er so weich und wehmüthig gestimmt, die feuchten Augen erhob, gewahrte er in einiger Entfernung hinter sich an einer Seitengruft eine weibliche Gestalt. Der große runde Strohhut verbarg ihm noch ihr Gesicht und die Nationaltracht der Luzernerin bot wenig unterscheidende Merkmale — doch glaubte er auf den ersten Blick schon Liesli Suter zu erkennen. Er näherte sich ihr. Von den Männertritten auf dem groben Kies, unweit des Weges von dem sie an einem bekränzten Grabe kniete, erschreckt, fuhr sie zusammen und sah um sich — es war Liesli.

„Hier finden wir uns?“ sagte Uli und bot ihr guten Morgen, „hier gerade, das ließ ich mir nicht träumen, so sehr ich es gewünscht.“

Halb verlegen erwiderte sie seinen Gruß und sagte: „Es ist das Grab meiner theuren Mutter und heute ihr Geburtstag, da wollte ich ihr gleich in der Frühe diese Kränze bringen.“

„Und ich kam hierher, um Abschied von den Gräbern meiner Eltern zu nehmen,“ antwortete Uli, „so sind wir in gleicher Stimmung hier an diesem stillen Ort, an dem wir uns immer Alle dem Altagsleben entrückt und zu höheren Kreisen gezogen fühlen. Da dürfen wir auch ein Wort voll Wahrheit und Innigkeit zu einander sprechen. Liesli, hören Sie mich ruhig an, fuhr er fort, da er sah, wie sie eine Bewegung machte, sich zu entfernen, „lassen Sie uns hier

auf dieser Bank niedersitzen, aber so, einander gegenüber, wenn Sie wollen, und hören Sie mich einmal ruhig an."

Sie gehorchte ihm stumm und ließ sich auf einer kleinen Steinbank nieder, die sich neben dem Grabe ihrer Mutter befand, auf einem umgeworfenen Monument ihr gegenüber nahm er Platz.

„Sie wissen so gut wie ich," begann er wieder, „wie der Wille dieser drei uns heiligen Todten, die da unten schlafen, über uns verfügt — nein! da unten sind sie nicht!" unterbrach er sich „aus diesen blauen Aetherhöhen über uns ist ihnen vielleicht vergönnt, herabzuschauen und vielleicht umschweben uns in diesem Augenblick ihre verklärten Geister — aber nicht mehr mit den irdischen Wünschen, die ihre letzten waren, sondern mit dem Gebet zu dem ewigen Lenker der Schicksale, uns zu unserm wahren Glück und Heil zu führen und uns selbst das erkennen und den Weg finden zu lassen, der dazu dient. Liesli, ich wußte nicht, daß man Ihnen von dem Elternwillen gesagt, der uns für einander bestimmte. Ich kam hierher nach Luzern, um mit einem freien Herzen um die freie Liebe des Mädchens zu werben, das als eine theure Gespielin meiner Kindheit in meinem Herzen lebte — da kamen die Ihrigen mit rohem Eingriff in die Rechte unsrer Herzen uns zuvor und verlobten uns einander, oder vielmehr, man gestattete uns nicht anders, denn als Verlobte uns zu begrüßen. Liesli, seien sie aufrichtig, was empfanden Sie denn bei meiner Ankunft und bei diesem Akt von Willkür? Sprach Ihr Herz nicht

gegen mich — und wenn nicht, empörte sich nicht Ihr weibliches Gefühl?"

Sie hatte indeß hocherröthend und mit bebendem Busen dagesessen, jetzt schlug sie die großen Augen wunderbar fragend zu ihm auf und sagte: „Seit langen Jahren war ich daran gewöhnt, Sie als meinen Verlobten zu betrachten — mein Herz klopfte wohl unruhig und ängstlich, da Sie kamen — aber was sollte ich weiter empfinden?"

Er zuckte zusammen bei dieser Antwort; solch ein willenloses Geschöpf war dieses Mädchen, daß es darüber selbst gefühllos werden konnte! Sie vermochte weder zu lieben, noch zu hassen, sie vermochte nur zu gehorchen! so sagte er sich in seinem Innern und seine Seele rief drei Mal Wehe über Diejenigen, die so ihr Herz zum ewigen Verstummen gebracht. Was er ihr sagen wollte — in welche Worte sollte er es kleiden, an welche Empfindungen in ihr sich wenden, wenn sie so kalt und stumpf ihm antworten konnte in der höchsten Angelegenheit des menschlichen Lebens, des weiblichen zumal?

„Aber muß ich nicht glauben," begann er wieder, „Sie wären mir abgeneigt und sträubten sich gegen das Ihnen auferlegte Joch, da Sie sich immer von mir zurückzogen, mir keinen Augenblick des Alleinseins mit Ihnen gestatteten, kaum ein Gespräch, in das nicht Andere sich mischten?"

„Haben Sie denn vergessen, was hier Sitte ist? entgegnete sie ihn mit denselben fragenden Augen ansehend wie vorhin. „Sie erinnern mich daran, daß es sich nicht ge-

ziemt, hier allein mit Ihnen zu verweilen — lassen Sie mich in die Messe gehen, das Glöckchen läutet so eben dazu."

„Nein, jetzt entfliehen Sie mir nicht!" rief Uli und hielt sie zurück, „nur einmal vergönnen Sie mir ein vertrauliches Wort mit Ihnen zu reden, das vor keine fremden Zeugen gehört. Wie ist es möglich, daß wir uns kennen und verstehen lernen, daß wir danach entscheiden können, ob wir dazu gemacht sind, Hand in Hand durch das ganze Leben zu gehen, wenn nur fremder Wille uns aneinander fesselt und doch zugleich eine Scheidewand zwischen uns aufrichtet, die jedes Wort des Vertrauens, des Herzens zum Herzen von vornherein unmöglich macht? Nur freie Uebereinstimmung, nicht fremder Zwang kann das Glück einer Ehe begründen. Sagen Sie mir, Liesli, aufrichtig und wahr — können Sie mich achten, mich lieben? waren Sie gern in meiner Nähe, werden Sie froh sein, wenn ich fort bin — oder sich nach mir sehnen?"

Sie heftete die Augen auf den Boden und sagte: „Wenn ich denn antworten soll: ich freute mich Ihrer Rückkehr, ich freute mich Ihres Hierseins wie schon damals als Kind, da Sie mit mir spielten, aber ich konnte doch nicht so recht fröhlich sein, wie ich es sonst wohl war. Ich kann es Niemanden sagen, wie es in mir ist und Ihnen am wenigsten. Tante Babette meinte, es sei jeder Braut so zu Muthe —"

„O hören Sie nicht auf Tante Babette!" unterbrach er sie, „in ihr wohnt nicht die wahre Frömmigkeit und der

stille Zartsinn Ihrer verklärten Mutter! Tante Babette ist vielleicht immer kalt und unempfindlich gewesen — es giebt solche leere, für jedes sanfte und tiefe Gefühl unempfindliche weibliche Naturen — oder sie ist so geworden durch ein verfehltes, unglückliches Leben, für das sie sich nun dadurch rächen will, daß sie das Leben Andrer zu einem gleichen macht, oder doch ruhig es so werden sieht! Sie weiß nicht mehr, wie es aussehen muß im Herzen eines glücklich liebenden Mädchens, sie hat es nie gewußt! Sie will die Flügel ihrer Seele beschneiden, Sie sollen nur am Boden kriechen gleich ihr und auf jeden höheren Aufschwung als auf ein allzu kühnes Wagniß für immer verzichten. Ich sah Sie mit Betrübniß dem traurigen Einfluß dieser Tante Babette verfallen — und möchte Sie gern vor demselben schützen. Daß ich Sie fast nie anders als unter ihren strengen beobachtenden Blicken sprechen konnte, war mir das Peinlichste von Allem."

Liesli seufzte, denn sie fühlte, daß etwas Wahres in diesen Worten war, daß sie täglich und stündlich litt unter dem Zwange, welchen Tante Babette auf sie und auf ihre ganze Umgebung ausübte, aber sie war ihn nun schon zu sehr gewohnt und davon bis in ihr innerstes Leben beherrscht — mehr, als sie sich selbst davon Rechenschaft zu geben wußte, daß sie doch Uli nicht Recht geben mochte und seine Warnung ihr nur wie eine unredliche und gefährliche Einflüsterung erschien; sie sagte darum nur kurz abwei-

send: „Ich werde in ihr immer eine theure Verwandte ehren und nicht dulden, daß man Uebles von ihr spricht."

„Anders soll es auch nicht sein," stimmte Uli eilend bei, „aber Sie sollen nicht blind ihren Ansichten folgen und sie zu den Ihrigen machen. Die Jugend fühlt und denkt anders als das Alter, muß anders denken und fühlen, sonst betrügt sie sich selbst um die heiligsten Vorrechte der Natur! Liesli, folgen Sie nur sich selbst — auch mir gegenüber. Ich will Sie jetzt nicht drängen, nicht zu einer Entscheidung bestimmen, die eben Ihr Herz nicht zu geben vermag, aber gerade an dieser heiligen Stätte, über den Gräbern und unter den Blicken der theuersten Entschlafenen, wollen wir uns geloben wahr und aufrichtig gegen einander zu sein! Schreiben Sie mir — aber ohne Zwang und ohne fremde Controle, ich werde Ihnen Alles sagen, was ich erlebe, fühle und denke, thun Sie es auch und so wollen wir einen Bund der Seele stiften, der Demjenigen, welchen unsere Eltern für uns wünschten, vorangehen muß, um ihm die rechte Weihe zu geben! Ihre Hand darauf — aber Niemand erfahre, was wir uns jetzt gelobten."

„Und auch nicht, daß wir uns hier gesprochen," sagte sie verlegen und ergriff die dargebotene Hand, indem sie aufstand.

„Nun noch Eins!" bat Uli, „ehe Sie mir wieder entfliehen; die Ihrigen zürnen mir seit gestern — zürnen Sie mir auch?"

„Ich weiß es nicht," antwortete sie schüchtern, „aber

es hat mir weh gethan, daß Sie anders denken als wir — ich habe die ganze Nacht für Sie und Herrn Luckhardt gebetet!“

Diese letzten Worte kamen über sein erwärmtes Herz wie ein erkältender Schauer. Aber er wollte nicht mit ihr streiten. Er wußte, sie war nun einmal nur das Geschöpf ihrer Umgebung, sie war geboren und aufgewachsen im Schooße dieser ultramontanen Familie und hatte die Dinge niemals anders anschauen und beurtheilen lernen, als von diesem Standpunkt. Der geistliche Bruder und Tante Babette, jedes in besonderer Weise fanatisirt, hatten ihren ganzen Einfluß angewendet, Liesli zu einer katholischen Betschwester zu machen, und es mußte schon ein guter Kern von gesunder Naturkraft in ihr sein, daß sie es noch nicht ganz geworden. Er dachte darum, daß sie anders werden würde, sobald sie dieser Umgebung entrückt sei — aber daß Alles vergeblich, was er jetzt gegen dieselbe rede. Vielleicht kam er durch seine Briefe zu einem höhern Einfluß auf ihr bildungsfähiges Gemüth. Er tröstete sich im Stillen damit und ihr sagte er: „Aber es war ja nicht zum Erstenmale, daß Sie Willi Luckhardts Ansichten hörten. — Sie selbst müssen ihn als einen edlen Mann schätzen und erzählten selbst begeistert, wie viel er, da Sie eines Beistandes bedurften, für Sie Alle gethan; für einen solchen braven Menschen betet man nicht wie für einen Verirrten!“

Sie erglühte über und über und entgegnete: „Ich kenne ihn nur wenig, wie befreundet auch die Väter sind;

er ist erst jetzt wieder in unser Haus gekommen, seit Sie hier sind — darum fühlt' ich mich auch gedrungen ihm meine Dankbarkeit zu erkennen zu geben, weil es mir leid thut, daß Tante Babette ihn und Sie so gut wie alle Andersdenkenden verdammt!"

Jetzt sprach sie doch eifriger als vorher und es kam Uli vor, als habe sie jetzt mehr gesagt, als sie gewollt. Daß ihn Tante Babette verdammt, erfuhr er so mit Eins — er konnte es denken! Aber war sie es doch gewesen, die seine Verlobung mit Liesli für unabänderlich hielt — vielleicht nur seit gestern nicht mehr? Aber was konnte ihm die Erörterung dieser Frage nützen? Was kam denn im Grunde darauf an, was die Andern dazu sagten? War er mit sich selbst und Liesli im Klaren, so fühlte er Manneskraft genug in sich, sein Recht an sie zu behaupten, auch wenn man es ihm entreißen wollte, oder auch ein Band zu zerreißen, das für ihn und sie den elterlichen Segen zum Fluch des verfehlten Lebens wandeln konnte. Aber freilich! es fehlte ihm selbst an jener Klarheit und er fand sie noch weniger bei Liesli! Jetzt wiederholte er ihr nur:

„Wir wollen einander ganz vertrauen und uns Alles schreiben, daß wir so nicht nur das geschriebene Blatt, sondern bis in die innersten Tiefen unsrer Herzen lesen können!"

„Ich will es ja!" versetzte sie hastiger als vorhin, „aber nun lassen Sie mich in die Kirche und folgen Sie mir nicht!"

Er ließ sie gewähren und war ihr gehorsam.

Der übrige Tag verging wie die früheren. Er hatte vor seiner Abreise noch Manches in der Stadt zu besorgen und war nur wenig draußen auf Suters Landhaus.

Wie an all' den vorhergehenden Tagen sah er Liesli nicht mehr allein. Tante Babette begegnete ihm mit schlecht-verhehlten giftigen Blicken und manchem bittern Wort, das sie nur so gelegentlich in die einfachste Unterhaltung mischte, das ihn auf feine Weise kränken oder reizen sollte. Er ließ es, scheinbar ohne es zu bemerken, hingehen und damit ärgerte er sie am Meisten.

Da Herr Suter gestern, wie die Verschiedenheit ihrer Stellung zu den kirchlich-politischen Parteien des Vaterlandes zum Erstenmale deutlich zur Sprache kam, zu Uli, der ihm die Hand versöhnlich reichen wollte, gesagt hatte: „Wir sprechen ein andermal darüber," so erwartete Uli, dies andre Mal werde heute kommen, aber er wartete vergeblich; es befremdete ihn, aber es war ihm recht, wozu hätte ein abermaliges Aussprechen auch führen können? Und was kümmerte es ihn, was man in einem etwaigen Familienrath konnte über ihn und seine und Lieslis Zukunft beschlossen haben? — Er fühlte voll männlicher Kühnheit, daß seine eigne doch nur von ihm selbst abhangen könne.

So schied er, wie er gekommen, als Liesli's Verlobter — aber die Herzen waren sich nicht näher gerückt und keine Schranke war gefallen. Sie nannten sich noch Sie und waren für einander fremd im Innern und förmlich im

Aeußern geblieben. Seit dem ersten Kuß, der als ihr Verlobungskuß galt, hatte sie ihm keinen zweiten wieder gestattet und erst beim Abschied durfte er diesen wagen. Aber sie erwiderte ihn nicht und duldete ihn erbleichend, ehe sie erröthete — aber Vater und Tante standen dabei — und damit entschuldigte und erklärte er sich Alles.

Willi Luckhardt, der als Kaufmann Geschäfte in Küßnacht abzuthun hatte, begleitete am andern Morgen Uli bis dahin, und er hoffte auch ihn bald bei gleicher Gelegenheit in Zürich besuchen zu können. Er war überhaupt, wie es sein Posten in einem großen Handlungshaus mit sich brachte, viel auf Reisen und kaum die Hälfte des Jahres anwesend in Luzern.

Ihm vertraute sich auch jetzt Uli ganz an, auch seine Unterredung mit Liesli.

Der Freund hörte schweigend zu, meist mit abgewandtem Gesicht. „Ich kann mir nicht denken," sagte er, „daß Dir Herr Suter die Tochter giebt, wenn Du nicht zu seinem Glaubensbekenntniß schwörst und ins ultramontane Lager gehst, er ist darin zu verrottet."

Uli entgegnete: „Wenn sich unsre Herzen in Liebe gefunden, würde ich Alles daran setzen, sie zu erkämpfen, und gerade der Widerstand mich reizen."

„Meinst Du?" antwortete Willi mit einem Seufzer. „Ich meine, der Mann muß sich auch selbst bezwingen können, wenn er nur Unheil in den Familien anrichtet mit seiner Leidenschaft." Aber schnell fügte er hinzu: „Doch das

paßt hier nicht, Du bist ja nach dem Elternwillen ihr bestimmt.“ Er kehrte sich schnell ab und richtete an einen fremden Reisegefährten eine gleichgültige Frage. Damit war jetzt dies Gespräch beendet.

Aber kurz vor dem Scheiden nahm es Uli wieder auf und bat den Freund: „Willi, ich habe in Luzern Niemanden, dem ich vertrauen kann, darf ich auf Dich zählen, wenn ich eine Mittelsperson brauchen sollte zwischen mir und Liesli?“

„Du weißt, ich bin oft abwesend,“ sagte Willi ausweichend, „und auch wenn ich in Luzern bin, komme ich selten zu Herrn Suter und da seh' ich kaum seine Tochter.“ —

„Aber Du bist klug, Du würdest Mittel und Wege finden Sie zu sehen, zu ihr zu gelangen oder doch einen Brief an sie zu besorgen, wenn es ein Dienst der Freundschaft wäre? gewiß Du würdest ihn nicht verweigern,“ sagte Uli dringend.

„Wenn es einer wäre, würde ich versuchen, was meine Kraft vermöchte,“ sagte Willi sehr ernst. „Ein Brieflein ließe sich schon befördern,“ fügte er hinzu, „z. B. durch einen sichern Boten, wenn sie allein auf den Kirchhof oder in die Messe geht.“

„Persönlich wäre freilich immer das Sicherste,“ sagte Uli.

„Es wird sich ja finden, wenn es nöthig ist,“ antwortete Willi.

Sie schieden voll Herzlichkeit und mit dem Versprechen baldigen Wiedersehens. „Und indeß erforschst Du auch, wie Liesli lebt und ob sie etwas für mich zu empfinden scheint, ob sie froh ist oder traurig!“ war Uli's letztes Wort beim Lebewohl.

---

## VIII.

## Der Maler.

„Noch glänzt der Alpen purpurne Pracht
Am himmlischen Sternenbogen,
Wenn dunkel der Schleier der Sommernacht
Die niedrige Welt schon umzogen.
Und wieder, eh' unten der Hahn noch ruft,
Erglüht das Gebirg in des Frühroths Duft,
Schön leuchten die Felsenwände,
Die Firnen und Zinken ohn' Ende.

Thomas Bornhauser.

Felix Lindenberg hatte seine Absicht ausgeführt. Er war zu Schiff nach Flüeln gefahren und hatte Herrn Wilhelm Steinli aufgesucht, bei dem er sich melden ließ als den Finder der ihm abhanden gekommenen Brieftasche.

Herr Steinli empfing den Fremden sehr höflich, der ihm die Brieftasche zurückgab — aber leider ohne deren werthvollen Inhalt. Felix erzählte, wo und wie er sie ge-

funden und wie man ihm im Hotel zu Brunnen von seinem, Herrn Steinli's, Verlust erzählt, so daß er sich beeilt, ihm wenigstens dasjenige wieder zuzustellen, was ein Zufall in seine Hände gebracht und das ihm doch vielleicht als ein corpus delicti dienen könne bei der Verfolgung des Diebs, die freilich nun gerade um so schwieriger sei, da dies nicht mehr zu seiner Entdeckung führen könne und höchstens zu der des Weges, welchen er genommen.

Herr Steinli schilderte noch einmal, wie er beim Landen gedrängt worden und ein Italiener, von angenehmen Manieren und anständigem Aeußern, der sich lange zuvor mit ihm artig unterhalten, dabei dicht an seiner Seite geblieben, plötzlich aber allen vorausgesprungen sei. In diesem Augenblick habe er nach seiner Rocktasche gegriffen und das Portefeuille vermißt — der Italiener müsse die Kunst verstanden haben, es leise heraus zu holen, denn nur er sei ihm dicht an dieser Seite gewesen. Daß er es im Gedränge nicht verloren und es der Sturm in's Wasser geschleudert, sei nun klar erwiesen, da es Felix wiedergefunden, aber nun freilich die Aussicht sehr gering, wieder zu seinem Gelde zu kommen, denn der Dieb werde sich wohl hüten ihm je im Leben wieder zu begegnen — und selbst wenn dies geschehen, wo sei der Beweis, da Niemand der Mitreisenden, die in der Angst der stürmischen Landung alle mit sich selbst und den eignen Sachen beschäftigt gewesen, als Zeuge würde auftreten können und wollen?

Felix hatte sich dies selbst schon gesagt. Der geschil-

derte Italiener hatte Aehnlichkeit mit seinem Gefährten im Gewitter — das Signalement der Persönlichkeit und des Anzugs stimmte, auch Ort und Stunde — aber es fehlte doch der moralische, wie der thatsächliche Beweis, daß diese beiden Personen nicht dennoch zwei verschiedene waren. Für Herrn Steinli war der Italiener ein Dieb, für Felix war er ein Lebensretter — unschuldig oder schuldig: konnte das sein Dank sein für die Rettung aus der wahrscheinlichen Todesgefahr, daß er den Retter eines groben Verbrechens zieh, der weiteren Verfolgung aussetzte? Durfte er das, wo nur ein böser Schein da war zu einer furchtbaren Anklage? Befand er sich z. B. nicht jetzt selbst in einem ähnlichen Falle? Konnte man nicht auch ihm sagen: Du übergiebst eine leere Brieftasche — wer weiß, ob du das Gold, das darin war, nicht selbst behalten hast — es sieht ein Goldstück von 20 Francs dem andern ähnlich! Ordentlich froh war er jetzt — was ihm zu andern Zeiten wenig Freude machte! — daß in seiner Kasse sich nichts weniger befand als Gold. — Wie mochte er so auf's Geradewohl auf seinen Lebensretter einen Verdacht werfen, der ihm schaden, aber Herrn Steinli ja nicht einmal etwas nützen konnte, da er eben keine Beweise hatte und jener, wenn er schuldig, wahrscheinlich schon nicht mehr in Einsiedeln zu treffen war. Vielleicht war er gar nicht hingegangen, vielleicht schon in Italien, — er hatte ihn ja getroffen, wo die St. Gotthardsstraße dahin nicht mehr weit war. Und mußte Felix nicht an die feierlichen Worte denken, mit denen

er seine Dankbarkeit seinem Lebensreiter gelobt hatte und dieser ihn daran gemahnt, daß wohl eine Gelegenheit kommen könne, wo er ihm die jetzige That mit Zinsen zu vergelten vermöge — und er hätte ihn blindlings statt dessen in einen so schmählichen Handel verwickeln sollen, in dem für keinen Theil etwas zu gewinnen war? — War sein Lebensretter unschuldig — wie hätte er es sich je vergeben mögen, einen Verdacht auf ihn zu wälzen oder Andere darin zu bestärken? War er schuldig — so standen die Sachen doch so, daß auch seine Aussage nicht genügen würde ihn zu überführen; ein schlauer Betrüger wußte sich an seiner Stelle leicht aus der Schlinge zu ziehen — und brachte nicht sein Gewissen — oder die Sonne die Sache an den Tag: seine Aussage und die Untersuchungen der Gerichte vermochten es nicht. Darum verschwieg Felix Herrn Steinli sein Zusammentreffen mit dem Italiener gänzlich. Aber er konnte nicht umhin, ihm mitzutheilen, daß er auch seinen Schwager, Herrn Suter aus Luzern und dessen Tochter, die er in der Stickerin der Brieftasche wiedergefunden, kennen gelernt und dachte hierin einen Anknüpfungspunkt für Mittheilungen über sie zu finden. Doch irrte er darin. Er hatte noch nicht erfahren, wie wenig mittheilsam der Schweizer gegen Fremde ist, in politischen sowohl wie in Familienangelegenheiten. Bei jenen denkt er: was wissen die in Monarchieen Heimischen von unsrer Selbstregierung, was verstehen sie davon, auch wenn sie danach verlangen; wie unreif, wie kindisch, wie phantastisch sind ihre Begriffe von

republikanischer Verfassung, republikanischem Sinn sogar! Und bei diesen denkt er: was haben die Fremden mit unsern Familienverhältnissen zu schaffen? Sie können ihre Einfachheit und Würde nicht begreifen, höchstens bespötteln oder verderben! Die Fremden sind gut für unser Land, sie geben uns Arbeit und Verdienst und ganze, außer dem der Erwerbslosigkeit preisgegebenen Gegenden leben nur von ihnen — aber in unsere Familien gehören sie nicht!

Diesem Grundsatz getreu empfing auch Herr Steinli den Maler zwar mit aller Höflichkeit, aber doch nur in seinem Comptoir, er frühstückte mit ihm, da er erfuhr, daß er nur seinethalben von Brunnen herübergekommen und bezeigte ihm seinen Dank. Aber damit war die Bekanntschaft auch abgethan. Von der Familie des Kaufmanns, die, wie er von Andern erfahren, zahlreich genug war, sah und hörte er Nichts und eben so wenig von dessen Verwandten in Luzern, die ihn nun einmal interessirten. Felix war darum wenig erbaut von diesem Ausflug und fuhr in einem Nachen hinüber zur „Tellenplatte" und Kapelle, um sich durch die Herrlichkeit der Natur für die Unzugänglichkeit der Menschen zu entschädigen, denn unzugänglich erschienen sie ihm — fast ebenso oder noch mehr wie diese Tellenplatte, die auch nur von dem See aus zu erreichen ist und schwer an ihr zu landen.

Felix Lindenberg war eine heitere, aber auch reizbare und empfängliche Natur; er besaß ein reiches Talent, aber er war kein Genius. Er gehörte nicht zu den aufstrebenden

Titanen, die das Feuer vom Himmel holen, um die Menschheit daran zu erwärmen und zu verklären, die zugleich damit sich selbst anzünden, eine Feuerprobe des Genius. Den Gottgesandten wird es läutern von den Schlacken des Niedern, stählen im gewaltigen Element und durch wie viele Schmerzen und Kämpfe auch zur Verklärung ewigen Ruhmes führen — aber Den, der nur mit kecker und doch nicht geweiheter Hand nach dem Feuer greift, den wird es ersticken und an ihm zehren, daß er darin umkommt in frevelhafter Selbstzerstörung. Zu diesen Titanen gehörte Lindenberg nicht: er begnügte sich mit dem Feuer zu spielen. Er hatte damit schon manches Unheil angerichtet für sich und für Andere — aber er tröstete sich leichtsinnig darüber, daß es seine Natur so mit sich bringe! Ja, er verrannte sich geflissentlich in die alte Anschauung von Kunst und Künstlerthum: daß ein wesentlicher Theil der Genialität darin bestehe, dem innern Sturm und Drang blindlings zu genügen, so zu leben, als sei man allein auf der Welt und habe die Berechtigung, alle Schranken der Sitte und Sittlichkeit, wenn nicht mit stolzem Gewaltschritt unter die Füße zu treten, denn er war eben kein Titane, doch mit einem kecken entrechat zu überspringen. Georg Sturm hatte wohl Recht, wenn er sagte: es sei ihm Alles nur Spielerei — aber es war doch eben eine Spielerei mit Feuer — er konnte selbst in hellen Flammen stehen, sich selbst oft genug an dem Feuer verbrennen, daß er in Schmerzen zuckte — aber die Flammen löschten auch wieder und die Wunden heilten

wieder — und dann sehnte er sich wieder danach, weil ihm etwas fehlte und er sich langweilte — und dann begann das alte Spiel von Neuem.

In einem solchen Zustand des Langweilens und Suchens war Felix eben jetzt.

In Rom hatten ihm dessen ewige Kunstschätze und die Kunst selbst ein höheres Interesse gegeben. Er erkannte hier erst, was ihm fehlte, er arbeitete mit Lust und Eifer unter den Augen anerkannter Künstler, an der Seite tüchtiger Genossen. Daneben fehlte es auch nicht an einem heitergeselligen, wechselvollen Leben in traulichen Künstlerkreisen und manche Römerin erschien darin, die reizvollen und anmuthigen Wechsel in diese lebensfrohen Unterhaltungen brachte.

Aber dort konnte er nicht immer bleiben und die Schweiz war ein reizendes Ziel. Der Engländer und Leontine interessirten ihn, zumeist durch das geheimnißvolle Band, das sie umgab. Doch zuweilen verletzte ihn doch Mr. Kenningtons Schroffheit und Rücksichtslosigkeit und an Leontinen verdroß ihn die immer gleiche Ruhe und Klarheit, die sie ihrer Umgebung gegenüber zu behaupten verstand, verdroß ihn, daß sie damit auch gegen ihn sich immer gleich blieb, daß sie ihm mit steter Freimüthigkeit und einem edlen Wohlwollen begegnete, das aber nie sich steigerte, daß er ihr niemals näher kam und ihr Vertrauen nie mehr genoß, als von den ersten Tagen ihrer Bekanntschaft her.

Das Wetter ward schön und die Wege gangbar. Die Gasthäuser auf den Bergen waren eröffnet. Die Fremden fanden sich täglich zahlreicher ein, die Schiffe und Wagen füllten sich mit Reisenden aus allen Gegenden.

Unsere Drei waren auch seit ein paar Wochen, die nach jenem Aufenthalt in Brunnen verflossen, unterwegs, aber sie wollten wieder dahin zurückkehren, weil sie Briefe und Sachen aus England nach Brunnen bestellt, die bei ihrem ersten Aufenthalt noch nicht angekommen waren und so hatten sie auch einen Theil ihrer Reiseeffecten dort gelassen, um dann Alles zusammen an den neuen Bestimmungsort zu bringen. Mr. Kennington war dies gleichgültig und Leontine hatte es so gefügt — in der stillen Hoffnung, dann vielleicht wieder von Georg Sturm zu hören oder ihn wiederzusehen.

Auf der Reise, zumal bei Gebirgstouren und in belebten Gegenden, bleibt der Fremde fremd unter Fremden, wenn er nicht selbst den Anschluß sucht. Unsere drei Reisenden waren in diesem Falle und wollten es sein. Der Maler knüpfte wohl immer unterwegs Unterhaltungen mit den Mitreisenden an, aber doch nur für die flüchtige Dauer einer Fahrt. Dies immer unter Fremden sein oder bei Gebirgstouren doch von dem Kammerdiener, Führern und Trägern umgeben, ließ dieselben Reisenden, auch wo sie sich außerhalb des Gewühls befanden, zu keinem andern vertraulichen Gefühls- und Gedankenaustausch kommen, als zu dem über die herrlichen Gegenden, die interessanten und

prachtvollen Naturschauspiele, inmitten der man sich befand, die des Wunderbaren und Herrlichen genug boten, um von Allem abzuziehen, was nicht in unmittelbarem Zusammenhange mit ihnen stand. Wie wechselnd auf die Scenen rund umher, es war kein Wechsel in und zwischen den Verhältnissen dieser Reisenden. Der Engländer war finster, einsilbig und wich Allen aus, Leontine schien ganz nur unter den Eindrücken der Gegend zu leben, war mild und still und vorsorglich. Zuweilen skizzirte sie mit dem Maler Landschaften um die Wette, bei denen sie diesen dann um Rath fragte, und so vergingen die Tage mitten im Wechsel doch in einem gewissen Einerlei. Man lernte sich nicht näher kennen, nicht besser verstehen, es änderte sich Nichts in den Zuständen und Personen, Alles blieb, wie es schon immer auf dieser Reise gewesen.

Nicht so bald waren sie wieder in Brunnen angekommen, als Lindenberg erklärte, sich auf ein paar Tage von Mr. Kennington zu trennen, um das reizende Alpenthal aufzusuchen, aus dem ihn damals das Unwetter so früh vertrieben. Er wolle Gerty in dem fertiggewordenen Bilde seine Schuld abtragen und dort jene imposante Felsenpartie aufnehmen, in deren Mitte er an jenem Tage durch den Italiener Schutz gefunden. In seinem Innern trug er die Bilder von Gerty und Liesly immer mit sich herum. So flüchtig diese Begegnungen gewesen, sie waren durch keine neuen Erscheinungen, wie mannichfaltig und anziehend sie auch gewesen, verdrängt worden und es war ihm, als triebe

es ihn mit unbezwinglicher Gewalt zu ihnen hin, zum weiteren Verfolgen ihrer Spuren, zum Wiedersehen und Kennenlernen.

Am Morgen war er ausgewandert und am Nachmittag hatte er das freundliche Schweizerhaus erreicht, nach dem er ausgezogen. Er hatte es sich wohl gemerkt. Aber wenn auch die Ziegen grasten wie damals, heute war es nicht Sonntag und Gerty saß nicht müßig davor.

Er fragte eine alte Frau nach ihr, die vor der Thüre allerlei hölzerne Gefäße scheuerte. Die sagte ihm kurz: die Gerty sei nicht da, sondern habe draußen zu thun. Er hätte gern gewußt, wo und was dieses draußen wäre, aber die Frau, mit der er ohnehin Mühe hatte, sich zu verständigen, da sie weder sein Hochdeutsch, noch er ihr Alpenpatois verstand, war zu keiner weiteren Auskunft aufgelegt. Er fragte nun nach dem Pfarrer Suter. Den Namen verstand sie doch und ward etwas freundlicher, da sie hörte, der Herr wolle zu ihm. Aber sie meinte, er würde den Weg nicht finden und der Friedel könne ihn führen.

Gern nahm der Maler diesen Vorschlag an. Nicht nur weil er in der That müde war und keine Lust zu einem Um- und Irrweg hatte, um so mehr, da er gehofft, hier ausruhen zu können, was ihm nun weder erwünscht, noch bei dem unfreundlichen Wesen der Frau thunlich erschien, sondern hauptsächlich weil er hoffte von dem Friedel etwas von Gerty zu erfahren.

Friedel war ein Bube von etwa elf Jahren, stämmig und über sein Alter hinaus in seiner äußeren Erscheinung, aber eben nicht sehr gesprächig. Der Maler hatte auch Mühe, sich mit ihm zu verständigen und mußte auch die unverständlichen Antworten ihm einzeln abringen. Aber er erfuhr doch, daß Friedel Gerty's Bruder war und daß diese links im Grunde sei, wo man eben das erste Gras gemäht.

Felix ließ sich die Richtung dieses Grundes und den Weg dahin beschreiben, allein er hatte seine Gründe ihn nicht gleich heute einzuschlagen. Gegen zwei Stunden waren sie so bergab und bergauf gegangen, da deutete der Knabe auf eine kleine Häusergruppe, die am Berge hing, eine kleine Kirche lag darüber und ein Haus daneben, etwas stattlicher als die andern, wenn auch ganz von Holz, mit Stroh und den beschwerenden Steinen nachlässig gedeckt.

„Da oberhalb ist das Pfarrhaus," sagte Friedel, „nun kann der Herr nicht mehr fehlen;" und er wollte schnell umkehren.

Felix hielt ihn zurück und drang ihm ein gutes Führerlohn auf, das der Knabe nach einigem Weigern mit zugleich verlegnem und vergnügtem Gesichte auch zu sich steckte. Aber der Maler setzte ihn noch mehr in Erstaunen, als er die kleine nun sauber ausgeführte Zeichnung vor ihm aufrollte, welche Friedels heimathliche Hütte und seine Angehörigen darauf ihm vorführte. „Ich habe sie Deiner

Schwester Gerty gemacht," sagte er ihm, „nimm sie und gieb sie ihr mit meinem Gruß."

Der Bube nahm auch diese Gabe und eilte fröhlich davon.

Nicht lange, so hatte der Maler das Pfarrhaus erreicht. Es war verschlossen und sah verödet aus. Aber er hatte nicht so bald die Klingel gezogen, als ein weiblicher Kopf mit einem runzlichen, altersgrauen Gesicht sich durch ein geöffnetes Fenster steckte und den Ankommenden nach seinem Begehren fragte.

„Ich habe gehört, daß man im Hause des Herrn Pfarrers ein Unterkommen findet," sagte er, „für die Nacht und wohl auch für einige Tage. Ich möchte darum bitten!"

Die Frau machte darauf das Fenster wieder zu und verschwand. Man hörte Stimmen im Hause mit einander sprechen, zwar etwas gedämpft, aber die Laute, wenn auch unverständlich, drangen doch durch die dünnen Bretterwände. Es schien eine lange Berathung zu sein.

Nach einiger Zeit erschien die alte Frau unten zwischen der geöffneten Thür.

„Dies Haus verschließt sich keinem müden Wanderer," sagte sie, „aber es ist kein Gasthaus, wir haben wenig mehr zu bieten als ein einfaches Unterkommen, wenn der Herr damit zufrieden ist."

„Mit Allem!" sagte Felix, „ich bin Maler und möchte gern hier mich einige Tage niederlassen, um die Herrlich-

keiten dieser Gegend zu zeichnen — ich werde wenig im Hause sein und Ihnen keinerlei Unruhe machen. Darf ich den Herrn Pfarrer selbst mich vorstellen? Ich war schon so glücklich den Herrn Suter aus Luzern kennen zu lernen, der, wie man mir gesagt hat, sein Vater ist."

„Ach kommen sie von dem," sagte die alte Frau und ihr gutmüthiges Gesicht erheiterte sich, „so werden Sie ihm hochwillkommen sein!" Und damit verschwand sie, indeß Felix ermüdet auf der ersten Bank vor dem Hause sich niedergelassen und lächelnd die sonderbare Situation überdachte. Wie durfte er es wagen, als ein Bekannter Herrn Suters sich einzuführen, da er Nichts von ihm zu sagen wußte, die Bekanntschaft auf die kurze Strecke der Seefahrt von Flüeln nach Luzern sich reduzirte, die noch dazu mit der Begegnung des jungen Suter geendet." Indeß, Felix kam so leicht nicht in Verlegenheit; auch wenn er sich leichtsinnig selbst in eine solche geredet. Wußte er nicht viel von Herrn Suter zu sagen, so doch von Herrn Steinli, dem Schwager desselben, den er ja in Flüelen besucht — dieser Besuch und die ganze Geschichte der Brieftasche — mit gehöriger Ausschmückung gab dies einen langen Stoff zu einer amüsirenden Unterhaltung, zu seiner Empfehlung und zur Vermittlung einer zutraulichen Bekanntschaft.

Bei alledem war es ihm sonderbar zu Muthe, sich gerade an denselben katholischen Geistlichen zu drängen, der ihm, als er ihn auf jenem Dampfschiff so freundlich von

Liesli begrüßt sah, einen so unangenehmen Eindruck gemacht. Obwohl selbst Katholik, kam Felix im Privatleben doch nicht gern mit katholischen Geistlichen in Berührung. Er hatte in der eignen Familie traurige Erfahrungen durch sie gemacht, er fürchtete ihren Einfluß voll Herrschsucht und Intrigue, langweilte sich in ihrer Gesellschaft — und nun suchte er einen katholischen Landpfarrer der katholischen Urschweiz auf in der tiefsten Einsamkeit der Alpen — er nannte die Idee selbst nicht anders als barock — und gerade deßhalb fand er Interesse an ihrer Ausführung. Er nahm sich vor, dem jungen Geistlichen nicht nur mit all der Zuvorkommenheit zu begegnen, welche die Gastfreundschaft und die Schweizersitte ihm zur Pflicht machte, sondern sich bei ihm beliebt zu machen so viel als möglich.

Er war eben damit fertig so die Situation zu überdenken und sich selbst in ihr zurecht zu finden, als die Wirthschafterin wiederkam und ihn einlud ihr in das Zimmer des Herrn Pfarrers zu folgen.

Es war ein sehr bescheidnes Gemach, nur mit weißem Kalk getüncht und die Brettereinfassung, die es bis zur Höhe der Fenster umlief ohne jeglichen Anstrich. Eben so die darin befindlichen Tische und Schemel. In der einen Ecke befand sich in einem offen stehenden Wandschrank eine ansehnliche Bücherei, in der andern ein Schreibtisch mit vielen Manuscripten bedeckt.

Walther Suter ging dem Eintretenden freundlich entgegen, wenn auch mit der ganzen ernsten Würde, die ihm trotz seiner Jugend eigenthümlich. Oder vielleicht auch durch seine Jugend: denn das priesterliche Gewand, das er noch nicht allzu lange trug, war ihm selbst noch ein heiliges, das seinen ganzen Menschen weihete.

Nach den ersten Begrüßungen und bei einer ländlichen Abendmahlzeit, welche die Wirthschafterin aufgetragen, erzählte Felix von seinem Besuch bei Herrn Steinli und die Veranlassung dazu.

Walther bemerkte darauf: „Mein Onkel hat mir davon geschrieben. Er meinte, da die Brieftasche im Umkreis meiner Gemeinde gefunden worden, ich könne ihm vielleicht zur Entdeckung des Diebes verhelfen. Dergleichen ist aber wenig Sache meiner Grundsätze noch meines Amtes. Auch war ich abwesend zu jener Zeit und daheim in Luzern. Wie ich zurückkam, hörte ich, daß man indeß hier schon Forschungen angestellt, ob irgendwo ein Italiener, dessen oberflächliches Signalement man hatte, hier in der Gegend ansichtig geworden, ein Versteck gesucht und gefunden. Niemand konnte Antwort geben, nur ein Senne hatte einen Menschen, zu dem das Signalement paßte, mit einem andern gutgekleideten Herrn durch das Unwetter laufen sehen — er hatte geglaubt, sie seien nur auf der Flucht vor diesem, vielleicht seien sie es aber auch vor den Menschen gewesen."

Felix erblaßte bei dieser Mittheilung. Wenn man ihn nun gesehen hatte, als Begleiter des einmal verdächtigen Italieners ihn wiedererkannte — konnte dann nicht auf ihn, den Ueberbringer der leeren Brieftasche der sehr begründete Verdacht eines Mitschuldigen fallen? Aber wie konnte er jetzt dem Neffen sagen, was er vor ein paar Wochen dem Onkel verschwiegen? Würde das nicht den Verdacht sicher heraufbeschwören, der jetzt nur in ungewisser Ferne als Möglichkeit ihn umzitterte? Würde man nicht überzeugt sein, daß derjenige, welcher damals etwas verhehlt, was er heute mittheile, heute auch noch mehr mitzutheilen habe, das er verhehle? Das Schweigen das ihm zuerst nur als Pflicht der Dankbarkeit gegen seinen Lebensretter erschien, war jetzt schon eine Pflicht gegen sich selbst geworden, vielleicht bald der Nothwehr. Aber er tröstete sich damit, daß es trotz alledem ja noch gar nicht bewiesen, daß gerade sein Italiener wirklich der Dieb gewesen und gesetzt auch, so werde man seiner wohl nicht habhaft werden und den Diebstahl, auch wenn er ihn verübt, ihm selbst nicht beweisen können. Felix bedachte dies Alles schnell und sein augenblicklicher Schrecken war damit beseitigt. Er konnte ruhig und ohne Verlegenheit die Unterhaltung weiter fortsetzen.

Walther beurlaubte sich bald bei seinem Gast, da noch eine Amtspflicht ihn außer Haus rief und wünschte ihm eine „ruhige Nacht.“

Indeß führte die Wirthschafterin Felix in ein anderes,

nicht ganz so einfach wie das vorige eingerichtetes Zimmer, in dem in einer Nische ein Bett stand.

„Hier wird der Herr wohnen," sagte sie, „und was das Haus vermag, wie wenig es auch ist, das steht zu Dienst. Gesellschaft wie heute werden Sie aber an dem Herrn Pfarrer selten haben, denn er pflegt eigentlich gar nicht mit den Fremden zu verkehren, die er hier bei sich wohnen läßt. Er hat so viel außer dem Haus zu thun und daheim sitzt und studirt er so viel über den gelehrten Büchern. Es ist ein so frommer und guter und gelehrter Herr!"

Felix beeilte sich dies zu bestätigen und fügte hinzu: er beabsichtige auch mehr von hier aus in die Berge und Thäler zu gehen als im Hause sich aufzuhalten und sei nur froh, wenn er ein Unterkommen wisse für die Nacht.

Am andern Morgen brach er auch zeitig auf, die umgehängte Reisetasche mit Mundvorrath für den Tag gefüllt, die Zeichenmappe unterm Arm und den Alpenstock in der Rechten — er wollte die Stelle aufsuchen, die ihm Friedel genannt — die Stelle, wo Gerty in der Heuernte beschäftigt.

---

## IX.

## Eine Anti-Schweizerin.

„Die andern Völker tragen fremdes Joch,
Sie haben sich dem Sieger unterworfen;
Wir haben stets die Freiheit uns bewahrt,
Nicht unter Fürsten bogen wir das Knie!"
Schiller (Tell).

Uli Fehringer war in Zürich angekommen, wo er sich in seinem Beruf als angestellter Ingenieur bei der Eisenbahn von Zürich nach Romanshorn, die man eben in Angriff nehmen wollte, bei den Unternehmern der Bahn und ihren Vorgesetzten zu melden hatte.

Ein solcher war auch Professor Schönborn, ein geborner Badenser, der aber schon seit der Bewegung von 1830, oder vielmehr der darauf folgenden Reaction aus seinem Vaterlande verbannt war und ein glückliches Asyl in der Schweiz gefunden hatte. Er sehnte sich nicht danach, sie

wieder mit jenem zu vertauschen, auch als ihm 1848 die Rückkehr dahin frei gestanden hätte. Als Professor der Mathematik genoß er eines großen Rufes und war besonders zur Zeit des Sonderbundkampfes und in den ihm vorhergehenden Parteiungen mit unter denjenigen Liberalen, deren Berufung zu den Lehrstühlen der Schweiz, besonders Zürichs, die Ultramontanen und Reactionaire so in Aufregung brachte.

Seine Wohnung befand sich in Zürich in einer jener reizenden Villen der Seefeldstraße, welche im idealisirten Schweizergeschmack erbaut aus Blumengärten und Baumgruppen sich emporhoben, aus ihren Fenstern die Aussicht auf den klaren Zürichersee, seine heitern, weinbekränzten, mit Bergen gekrönten und mit Villen geschmückten Ufer bietend.

Uli hatte leicht das rechte Haus gefunden, ging durch das Gartenthor und fragte eine vor der Hausthür arbeitende Dienerin: ob der Herr Professor zu sprechen sei?

Die Angeredete führte ihn durch den Flur in ein zweites blumengeschmücktes Entree und verließ dasselbe wieder, nachdem sie um seinen Namen gefragt, ihn bei dem Herrn zu melden.

Aber um so schneller und dienstfertiger sie entschwunden war, desto länger schien sie ausbleiben zu wollen. Uli trat an's Fenster und betrachtete die Aussicht. Rechts von dem Fenster in einiger Entfernung ging aus einem andern Zim-

mer ein Balkon in das Freie. Ein darüber gespanntes Zelt, von dem ein Seitenvorhang, die Sonnenstrahlen abzuhalten, gerade an der Seite, wo Uli stand, herabgelassen war, verbarg noch außer den blühenden Oleandern und andern Topfgewächsen, die auf dem Balkon standen, vor Uli die Damen, die sich darauf befanden und ihn vor ihnen. Denn daß es Damen waren, hörte er an der lebhaften Unterhaltung, welche die Luft zu ihm herübertrug.

Eine heitere jugendliche Stimme sagte: „Ach Tuiska, Du willst es nur nicht zugeben, daß sich jeder Mensch hier wohler fühlen muß, als wo anders! In Euren Residenzen, die wir vor'm Jahr mit Mama bereisten, kam mir Alles so wunderlich und komisch vor! Die Livreen, die Galawagen, die vielen Soldaten in Kasernen und wie Puppen in Schilderhäusern — ich bin aus dem Verwundern und Lachen nicht herausgekommen!"

Eine andere weibliche melodische Stimme, die das schönste Deutsch sprach, das Uli je gehört, nur daß jetzt in ihrem Tone etwas Hochmüthiges, Absprechendes lag, entgegnete: „Ich bitte Dich, Deine Anschauung dieser Dinge beweist nur, daß Du sie nie gekannt und keinen Sinn hast für ein verfeinertes Leben! Wie herrlich auch hier die Natur ist, ich fürchte mich immer den Fuß aus dem Hause zu setzen, weil ich denke auf eine Rohheit zu treffen — und im Hause wag ich mit Niemandem zu sprechen als mit Euch, denn Eure Domestiken muß man ja behandeln, als wären sie unseres Gleichen."

„Ja," entgegnete die heitrere Stimme, „das ist auch natürlich — dafür wissen sie eben so gut wie wir, daß wir in einer Republik leben, wo —."

Die andere Stimme unterbrach oder übertönte doch sie, spöttisch einfallend: „Ja, freilich! eine Republik, die auf Butter und Käse ruht — das sind ihre Pfeiler!"

„Es ist gut," sagte die Gegnerin, deren Stimme aber jetzt auch einen leisen Anflug von Unmuth bekam, „es ist gut, daß Du nur entre nous so etwas sagst, unter den Schweizern würdest Du Dich dadurch sehr unliebenswürdig machen —."

„Das wäre mir sehr gleichgültig, das möchte ich auch sein —."

„O, ich wünschte Dir nur, Du verliebtest Dich in irgend einen Urschweizer und er möchte Nichts von Dir wissen — es wäre eine gerechte Strafe —."

„Das ist ein frommer Wunsch, der nicht in Erfüllung gehen wird! Ich habe ganz und gar keinen Geschmack für diese Natursöhne und Urmenschen und bin sicher, daß ihn auch keiner an mir haben wird —."

„Ja, dessen bist Du sicher!" dachte Uli, dem indeß vor Zorn das Blut in die Wangen geschossen war und der doch über dem Belauschen dieser Unterhaltung ganz vergessen hatte, wie lange man ihn allein ließ.

Aber jetzt trat die Dienerin wieder ein und sagte: „Der Herr Professor ist nicht zu Hause, aber die Frau Schönborn erwartet sie."

Er folgte ihr durch eine andere Thür und dachte bei sich im Stillen: „Wenn ich diese Tuiska auch zu sehen bekomme, so werde ich den dummen Hochmuth, mit dem sie uns und unser Land betrachtet, zu demüthigen wissen! Er hatte in der Fremde schon zuweilen ganz ähnliche Bemerkungen über sein geliebtes Vaterland und dessen Söhne hören müssen — aber es war ihm, als habe er sich noch nie so darüber geärgert als gerade heute.

In einem freundlich eingerichteten Damenzimmer, das er jetzt betrat, empfing ihn die Frau vom Hause, eine jener wohlthuenden weiblichen Erscheinungen, die auch, wenn jeder Reiz, den Jugend und Schönheit verleihen, vorüber, durch die höhere Anmuth und Würde, die ihr Wesen von Innen geadelt und selbst in den verblühten Zügen sich ausgeprägt, anziehen beim ersten Begegnen. Sie war etwa funfzig Jahr, aber ihr Ansehen bestimmte dies Alter nicht, die Jugend und Frische des Geistes, die ihr eigenthümlich, hatte auch ihren Körper beschützt. Schön war sie nie gewesen, ja, sie hatte wenigstens in ihrer Familie immer für häßlich gegolten und darum von einer eitlen Mutter manche Zurücksetzung erdulden müssen vor den hübscheren Schwestern — aber der Ausdruck reinster Humanität und geistiger Klarheit hatte ihre Züge geadelt und ihre seelenvollen Augen übten noch jetzt eine magnetische Kraft. Sie war von mittlerer Größe, sicher und gewandt in ihren Bewegungen, die Feinheit einer Weltdame mit der Gemüth-

lichkeit einer Hausfrau vereinend. Ihre Kleidung war modisch und von eleganter Einfachheit.

Sie winkte dem Eintretenden auf einen Lehnsessel neben dem Sopha, indeß sie selbst wieder auf diesem Platz nahm. „Entschuldigen Sie, wenn man sie warten ließ," sagte sie mit verbindlichem Gruß. „Das Hausmädchen wußte nicht, daß mein Mann ausgegangen, suchte nach ihm, und erst da sie ihn nicht gefunden, kam sie zu mir, Sie zu melden, was sie gleich hätte thun sollen."

Uli wies eben so artig die Entschuldigung ab und fügte hinzu: „Die Zeit ist mir indeß nicht lang geworden — ich schaute durch das geöffnete Fenster — es gewährt eine herrliche Aussicht in die Gegend rings umher."

„So sagen alle Fremde, die zu uns zu Besuch kommen," bemerkte die Professorin, „aber Ihre Heimath ist die Urschweiz und da müssen Ihnen die Alpen fehlen, die wir nur sehen, wenn es regnen will. Diese grünen Berge mit ihren malerischen Villen sind doch nur Kinderspiel gegen die Schneepyramiden und Eispaläste Ihrer Heimath."

„Ich widerspreche nicht," sagte Uli, „aber das Liebliche und Idyllische hat auch sein Recht — in meiner Heimath, am Vierwaldstädter See, hat der Weltgeist ein großes Epos geschrieben und sich selbst urewige Hymnen gedichtet, aber hier hat er alles Zarte und Anmuthige der Idylle niedergeschrieben mit zierlicher Schrift. Die Gegend hier gemahnt mich wie die elegante Miniaturausgabe eines klassischen Dichters, wie man sie jetzt beliebt, mit Goldschnitt

und Golddruck auf dem sammtnen oder seidnen Deckel und reizenden Vignetten — die meiner Heimath ist eine Folioausgabe mit den schön ausgeführten Randzeichnungen einer Meisterhand — dergleichen großes Format ist Manchen unbequem. Der Dichter beider Werke aber ist derselbe."

„Derselbe Gott," fuhr die Professorin fort, die es nicht erwarten konnte zuzustimmen, — „derselbe Gott, der die Schweiz liebt als sein gelungenstes Werk bis auf diesen Tag, und es in seinen besondern Schutz genommen."

„Das sagen Sie und sind keine Schweizerin?" fragte Uli.

„Freilich bin ich nicht hier geboren," antwortete sie, „aber ich war ihr schon immer ein Wenig verwandt durch meine Heimath. Die ist der Rhein, der ja hier aus den Alpen kommt und in Deutschland freilich nicht so einherbrausen und rücksichtslos seinen Weg sich bahnen darf wie hier, sondern fein ehrsam unb bedächtig wandeln muß. Er ist auch dort noch schön und ich habe oft Heimweh nach ihm gehabt — aber wenn ich dann ihn wiedersah und mich sein erfreute, hatte ich doch bald wieder Heimweh nach der Schweiz. Es ist ein zu wunderbares Land. Wer es einmal gesehen, verlangt es immer wieder zu sehen, dafür sprechen auch die Schaaren von Reisenden, von denen die Meisten immer wiederkommen, immer wiedersehen wollen, was sie schon einmal sahen, und lieber auf den Genuß neuer anderer Gegenden verzichten. Wer aber gar darin heimisch geworden und nicht nur die Luft der Freiheit auf

diesen Bergen, sondern auch im bürgerlichen Leben geathmet, dem ist geradezu, als könne er in einem anderen Lande nicht mehr frei Athem holen. Dann fühlt man erst, wie sehr man verschweizert ist."

Im Nebenzimmer, an dem der Balkon sich befand, hörte Uli jetzt das Rauschen von Seidengewändern und eine flüsternd kichernde Mädchenstimme — indem die Thür hastig geöffnet ward, sagte er ohne hinzusehen: „Diese Versicherung macht mich nicht minder stolz, wenn ich glaube, daß alle vorurtheilsfreien und auf der Höhe wahrer humaner Bildung stehenden Frauen so empfinden — aber unter den Gebildeten der heutigen Zeit giebt es so viele Verbildete und Verschrobene, durch pedantische Erziehung und falsche Vorurtheile gleichsam zusammengeschnürte Seelen, besonders unter dem weiblichen Geschlecht, die über uns und unser Land ganz anders urtheilen, entweder weil sie die Humanität unserer Zustände nicht begreifen, oder sie für ihren Egoismus unbequem finden, oder weil sie ihrer unnatürlichen heimischen Einrichtungen sich schämen und doch, da sie ihnen nicht entrinnen können, nicht zugestehen möchten, daß sie uns beneiden. Haben Sie nicht schon solche gefunden, vielleicht selbst in ihrer nächsten Umgebung, denen ihr treffendes Wort „verschweizern" gleichbedeutend ist mit verbauern?"

Die Professorin nickte lächelnd und sagte: „Da sind meine Mädchen — ich stelle sie Ihnen vor. Hier ist meine

Nichte, Tuiska von Bodenrieth, und hier meine Tochter Bertha — Herr Ingenieur Fehringer."

Uli war aufgesprungen und entschuldigte sich artig, daß er nicht sogleich die Damen bemerkt mit ihrem zephyrhaften Erscheinen — seine leichte Verlegenheit dabei brauchte er nicht zu erkünsteln, seine gerade Natur ward verlegen bei jeder Lüge und er hatte jetzt doch eine gemacht. Er hatte gar wohl das Oeffnen der Thür und das Eintreten gehört, aber sich absichtlich nicht umgesehen, weil er nicht zweifeln konnte, daß Tuiska die Eintretende sei und er sich die Gelegenheit nicht wollte entgehen lassen, etwas zu sagen, daß sie demüthigen mußte, ohne daß sie ahnen konnte, daß es nur für sie gesprochen war.

Tuiska von Bodenrieth ließ auf den ersten Blick die vornehme Salondame erkennen. In der Haltung ihrer schlanken, mittelgroßen Gestalt war Sicherheit und Grazie. Ob das fast Uebermüthige, Stolze, was jetzt darin lag, ihr immer eigen, oder nur eben jetzt durch den Zorn über Uli's Worte hervorgerufen war, konnte er so wenig entscheiden, wie, ob das aufsteigende Roth ihrer Wangen und ein stolzes Aufblitzen ihrer dunklen schwärmerischen Augen, nicht auch nur eine momentane Erscheinung war. Ihr Teint erschien von außerordentlicher Zartheit und blendendem, fast krankhaftem Weiß neben dem glänzend dunklen Haar. Ihre Züge waren edel und regelmäßig, aber ihre ganze Erscheinung machte gerade nicht den Eindruck der Schönheit, sie war charakterisirt durch einen Ausdruck von Mattheit und Ab-

spannung trotz der jetzigen Erregtheit. Ein schwarzseidnes Kleid vom reichsten Stoff und dem neuesten elegantesten Schnitt, bis an den Hals geschlossen und da wie an den offenen Aermeln mit einer schwarzen Blonde endend, fügte zu diesem Ausdruck von Verstimmung noch den der Trauer — und das stimmte Uli gleich beim ersten Blick ein Wenig milder: Schmerz und Unglück machen ja so leicht bitter und ungerecht und zeigen Alles verdunkelt, wie unter einem Flor.

Bertha Schönborn, im leichten duftigen Kleid, dessen weißer Grund mit bunten Blümchen übersäet war, stand daneben wie ein lachendes Kind des Frühlings. Ihr ganzes Wesen athmete Heiterkeit und Frohsinn. Sie war etwa achtzehn Jahre und der ganze Schmelz dieser Jahre, noch von keinem Hauch des Unglücks, der Erfahrung, des Kummers getroffen, lag auf ihrem frischen Gesicht. Es glich dem der Mutter und war so wenig schön, wie das ihrige in gleichem Alter gewesen sein mochte — gewiß aber um so viel heiterer und dadurch gewinnender, als ihre Jugend es war vor derjenigen ihrer Mutter. Man sah sie gern, wie man immer die lebensfrohe Jugend gern sieht, auch wenn sie keinen größeren Reiz besitzt, als diesen vergänglichsten von Allen.

„Papa,“ sagte sie, „kommt so eben die Straße herauf, wir sahen ihn vom Balkon und kamen herein um das Mama zu melden — ich wußte nicht, daß Jemand bei Dir war — nun wird Herrn Fehringer die Meldung am Angenehmsten sein.“

Uli wollte eben bei sich denken: Es ist doch eine Evens-Tochter wie die andere! auch dieses harmlose Kind begrüßt mich schon mit einer Lüge — sie hat schon ein Weilchen an der Thür gehorcht und mit der stolzen Cousine heimlich gestritten, ob öffnen oder nicht, bis die Neugier überwunden, aber er besann sich, daß er dann hinzufügen müssen: es sei ein Adams-Sohn wie der andere — denn er hatte diese Bekanntschaft ja auch mit einer Lüge begonnen. Er überließ sich darum weiter keiner Reflektion, sondern richtete nur freundlich dankende Worte an sie für ihre Meldung und daß er sich freue, den Herrn Professor noch zu treffen.

Dann sprach man von dem großen Eisenbahnunternehmen, das Uli hierher und mit dem Professor zusammenführte. Seine Gattin war durch ihn offenbar in die Details der Unternehmung eingeweiht und sprach davon mit Sachkenntniß und Interesse, wie Bertha mit kindlicher Freude über die schnellere Reisegelegenheit und mit gleicher Besorgniß, ob man die Gegend nicht verderben werde durch Dämme und Brücken, Nivellirungen und Durchschnitte.

Uli sprach mit der Bestimmtheit eines Kenners und der Gewandtheit eines Rhetoren. Auch Bertha beruhigte er und sagte zuletzt zu ihr: Sie sind ja ein Schweizer-Kind und wissen, daß unser Land gar nicht verdorben werden kann, weder sein Volk durch fremde Einmischungen, durch Jesuiten oder fürstliche Diplomaten und sonstige Fremde, noch unser Land durch Brücken und Eisenbahnen: wir werden auch dabei, wie in allen Stücken, der Natur getreu

bleiben und ihren Winken folgen — unsre Flüsse sind zu kühn und wild, als daß wir wagen dürften sie einzudämmen, aber wir können ihren Richtungen folgen — unsere Berge sind zu hoch und majestätisch, als daß eine Frevlerhand an sie sich wagen dürfte — wir demüthigen uns vor ihnen und bauen unter ihnen hinweg — ein Tunnel hat noch keine Gegend verdorben."

Tuiska hatte sich mit keiner Sylbe bei diesem Gespräch betheiligt, sie hatte sich auch nicht mit zu den Andern, sondern an's Fenster gesetzt und eine Weißstickerei zur Hand genommen, als ob sie gar nicht mit zur Gesellschaft gehöre. Sie gestand sich im Stillen, daß sie sich von einem Urschweizer eine andere Vorstellung gemacht, sie hatte weder dies männlich edle Aeußere, noch diesen feinen Schliff weltmännischer Bildung, noch diese Gewandtheit und Begeisterung der Rede bei ihm erwartet — aber dieser „Schweizerdünkel" wie sie es nannte, der aus seinen Worten hervorbrach, machte ihn ihr unerträglich; sie war fest entschlossen, nie ein Wort mit ihm zu sprechen, und wenn er es wagen sollte, je ein solches an sie zu richten, ihn gebührend zurückzuweisen.

Der Professor trat ein. Ein Mann, dem auch gleich seiner Frau, die mit ihm in gleichem Alter war, die geistige Frische und Jugend von der edlen Stirne leuchtete. Mit freimüthiger Herzlichkeit hieß er Fehringer willkommen und entführte ihn bald den Damen auf sein Zimmer, um Geschäftliches mit ihm zu besprechen.

„Ein hübscher Mann! Mama;" sagte Bertha, als Uli fort war; „hat er Dir nicht auch gefallen.

„Gewiß," versetzte die Professorin; „er scheint sehr gediegen zu sein und wird gut zum Vater passen."

„Nun, Tuiska!" rief Bertha, indem sie diese auf die Schulter klopfte: „Ist das nicht ein Ideal von einem Urschweizer, etwa wie „Rudenz" aus dem „Wilhelm Tell?" Aber Du hast kein Wort mit ihm gesprochen?"

„So laß mich auch keines über ihn sprechen," sagte Tuiska übelgelaunt. „Ich möchte mich nicht gern wieder mit Euch streiten." Sie stand auf und verließ das Zimmer.

„Ach Mama!" sagte Bertha, als sie mit dieser allein war. „Es ist doch ein Unglück, daß sich Tuiska bei uns über Alles ärgert und so viel auszusetzen hat an der Schweiz. Immer muß man sich mit ihr streiten!"

„Thu das nicht ohne Noth!" sagte die Mutter, „es nützt Dir nichts, dadurch wird Niemand von einem Vorurtheil geheilt, indeß man ihn immer darauf aufmerksam macht und die Sache, gegen die er's hat, ihm unaufhörlich anpreist. Dies Lob wird ihm das Gelobte und auch die Lobenden mehr und mehr zuwider machen. Nur Erfahrung und eigne Ueberzeugung, die daraus gewonnen worden, kann belehren! Wir müssen Geduld mit ihr haben, sie ist sehr unglücklich. Denke, wie Dir es sein würde, wenn Du plötzlich fort müßtest von zu Hause in ein anderes Land, wo Alles umgekehrt ist wie daheim, z. B. in eine Residenz,

an den Hof, unter Menschen, wo Dein Betragen Dir vorgeschrieben würde, wo Du vor Diesem oder Jener Dich beugen müßtest als wäre sie höhere Wesen, bei allen Dingen erst sie oder ein Ceremonienbuch um Rath befragen —."

„Ach, Mama!" rief Bertha, „das hielte ich nicht vier und zwanzig Stunden aus!"

„Nun so habe Geduld mit Tuiska, wenn sie denkt, sie kann es bei uns auch nicht aushalten. Du magst die goldne Fessel nicht, weil Du sie niemals trugst, sie sehnt sich danach, weil sie darin aufgewachsen! Und denke nur weiter an ihr Schicksal. Wenn ich nun gestorben wäre, wie ich zuletzt so krank war und Dein Papa brächte Dir nach einem halben Jahr eine Stiefmutter in das Haus, ein Weib, das Deiner todten Mutter schon lange verächtlich gewesen —."

„Ach, rede so Schreckliches nicht weiter, meine süße Mama," sagte das zärtliche Töchterchen und hing sich an sie, als fürchte sie sie zu verlieren: „Das überstände ich schon gar nicht, Dich nicht mehr zu haben — und dann würde auch Papa nie so etwas thun, er würde Dich nie vergessen!"

Die Mutter seufzte. Sie wollte zu der harmlosen, in ihrer Unerfahrenheit glücklichen Tochter nicht sagen, was sie dachte: Du weißt nicht, wie die Männer sind — er vergäße mich vielleicht nicht — aber heirathen würde er auch wieder! Sie sagte nur: „Liebes Kind, man darf nie sagen,

daß man etwas nicht überstehen könnte, denn man übersteht es doch und wir müssen dem lieben Gott danken, wenn er diese Kraft uns giebt und sie selbst uns zu erwerben suchen, wir müssen flehen, daß er uns in keiner Prüfung, auch nicht in der des Kummers um theure Todte, unterliegen läßt — es ist nur ein Naturgesetz, wenn ein Kind die Mutter überlebt. So freue Dich, so lange Du mich hast und einen Vater, der Dir keine verächtliche Stiefmutter giebt, aber bedaure Tuiska, die so Herbes erfuhr, daß es noch ihr einziger Trost war, zu mir, der Schwester ihrer Mutter zu flüchten, wo sie sich nun vorkommen muß, als sei sie im Exil. Wir wollen suchen, sie damit auszusöhnen — aber schnell geht es nicht — ich habe auch erfahren, was Heimweh und Verbannung ist!"

---

## X.

## Die Macht der Fama.

„Il n'y a pas fumée sans flamme."
Franz. Sprüchwort.

Leontine Sternthal, die, als sie ihrem in Nürnberg befindlichen Bruder geschrieben, seine Antwort sich nach Brunnen erbeten hatte und bei ihrem ersten Aufenthalt vergeblich nach einen Brief gefragt, empfing nun denselben bei ihrer Rückkehr.

Wär' er lieber ausgeblieben! dachte sie mit schmerzlichem Zucken, nachdem sie den Brief gelesen, den sie erst mit so freudiger Erregung willkommen geheißen hatte, da man ihn ihr übergab.

Der Bruder, der ihr fast ein Jahr nicht geschrieben, sprach in dem Briefe erst von seinen Familienereignissen in dieser Zeit, die, wie es meistens vorkommt, theils froher,

theils trauriger Art waren und so auch theils Hoffnungen, theils Sorgen mit sich brachten. Weiter schrieb er ihr:

„Zu dem Traurigen und Sorgenvollen gesellen sich die Nachrichten, die wir von Dir und über Dich empfangen mußten. Dich, die Du so sittsam und ernst, noch mehr, die Du immer so zurückhaltend und stolz warest, hätten wir nie einer solchen Kränkung unsrer Familienehre für fähig gehalten. Daß Du bei Mr. Kennington bliebst, nachdem seine Frau gestorben und ihr Kind noch am Leben war, fand ich damals in der Ordnung, obwohl meine Frau aus den eignen bei uns mit Dir gemachten Erfahrungen gleich sagte, Du paßtest nicht zu kleinen Kindern und habest ja nie Liebe zu ihnen gehabt. Indeß nahm ich an, Du könntest Dich darin geändert haben, eben so wie ich weiß, daß man in der Fremde und unter Fremden Vieles lernt und thut, was uns daheim zu niedrig und unbequem ist. Aber wie ist es möglich, daß Du noch bei Mr. Kennington bleiben kannst, nachdem auch das Kind gestorben? Ja, wäre es noch so, daß Du in seiner Abwesenheit vielleicht sein Schloß in Ordnung zu erhalten hättest — aber daß Du ihn auf seinen Reisen begleitest, noch dazu ohne eine andre weibliche Begleitung; das heißt nicht nur der Welt in's Angesicht schlagen, das heißt, Dich selbst und uns, Deine Verwandten beschimpfen! Wir hätten darum, was wir nicht selbst zu verhindern in der Lage waren, doch wenigstens gern vor Jedermann verschwiegen; aber leider ist es jetzt nicht mehr so wie vor alten Zeiten, daß Jemand im Aus-

land unbemerkt leben kann, ohne daß eine Kunde über ihn und sein Thun und Treiben auch von Andern in die Heimath und zu den Seinen dränge. Noch ehe Du uns selbst geschrieben, erzählte man uns hier, daß Du mit Mr. Kennington reisest, er hat es wohl auch selbst an seinen Schwiegervater hierher geschrieben. Aber man erzählt sich noch mehr, das er nicht geschrieben und das ein Maler aus Rom über Dich berichtet. Es ist besser, ich schreibe Dir Alles, Du kannst Dich dennoch vertheidigen — oder wenn das nicht möglich, Dich wenigstens darnach richten.

Man erzählt, daß Mr. Kennington, gleich wie Du als Freundin seiner Frau in sein Haus gekommen, eine heftige Leidenschaft zu Dir gefaßt — daß der Kummer darüber und alle Qualen der Eifersucht ihre Gesundheit untergraben und die Rücksichtslosigkeit ihres Gemahls ihren Tod durch einen heftigen Auftritt herbeigeführt habe, daß Mr. Kennington seitdem zuweilen, von seinem Gewissen gepeinigt, Anfälle von Melancholie und Wahnsinn habe, wie Du selbst auch schriebst. Daß Du bei ihm geblieben erst unter dem Vorwand, als Pflegerin seines Kindes, nach dessen Tod als seine eigne Pflegerin — und nun mit ihm in der Welt herumreist als seine Maitresse."

„Dies müssen wir von Dir hören, an Dir erleben! So lange wir es nur durch Andere und von fern her hörten, so lange habe wenigstens ich nicht daran geglaubt. Man hatte Dich mit Mr. Kennington in Rom gesehen und obwohl ich es nicht ganz gebilligt, so entschuldigte ich doch,

daß Du vielleicht ihn nur begleitet, um dort irgend ein vorher abgeschlossnes Engagement anzutreten — aber Du bliebst bei ihm und schreibst es uns selbst. Du liebtest immer Deinen eignen Weg zu gehen, ich habe Dich oft gewarnt, weil ich in diesem Ueberschreiten der dem Weibe vorgeschriebenen Grenzen immer eine Gefahr sah; aber niemals glaubte ich, Du würdest bei Deiner Erziehung, Deinem festen, fast männlichen Charakter und edlen Grundsätzen auch die Grenzen der Ehre und Sittlichkeit überschreiten. Aber seit den sieben Jahren, daß wir von einander getrennt sind, habe ich Dich so ziemlich ganz aus meinem Gesichtskreis verloren und da mag es wohl sein, daß Du im Leben der großen Welt und in einer vielleicht vielen Versuchungen ausgesetzten Stellung andere Grundsätze angenommen und die Stimme Deines Gewissens überhört hast. Ich weiß nicht, wie weit es mir gelingt, sie in Dir aufzurufen — aber als älterer Bruder bin ich Dein natürlicher Vormund, habe ich das Recht und die Pflicht von Dir zu verlangen, daß Du ein Verhältniß lösest oder doch änderst, welches nicht nur Dir selbst, sondern auch mir und allen Deinen Verwandten Schande bringt."

„Mr. Kenningtons Gemahlin ist drei Vierteljahr todt — wenn er Dich wirklich liebt, warum heirathet er Dich nicht? Soll das Zartgefühl sein, daß er zögert, oder will es so die englische Sitte, die in Ehesachen ziemlich pedantisch ist? Aber ich meine, sie ist eben so streng in andern Verhältnissen gesellschaftlicher Sitte und die öffentliche

Meinung wird Dich und ihn auch in England noch viel mehr brandmarken, als den Wittwer, der bald an eine zweite Heirath denkt. Erklärt er seine Verlobung mit Dir und Du hast indeß kein andres anständiges Unterkommen, so komm in mein Haus und weile darin bis zu Deiner Vermählung. Der Braut Mr. Kenningtons steht es offen und ich werde Alles thun, jede Verläumdung über Dich niederzuschlagen — aber der Maitresse eines abenteuernden Engländers muß es sich verschließen. Oder zögert Ihr weil Euer Gewissen nicht frei ist? Wäre es wahr, daß Annas Tod von ihrer, nur zu gerechten Eifersucht, beschleunigt worden und Mr. Kennington oder Du, oder Ihr Beide wagtet nicht, ein Glück zu begründen, das erst einem andern, edleren Wesen das Leben kosten mußte! Ihr wagtet es weder vor Euch selbst, noch vor der Welt — aber wie mögt Ihr denn wagen, doch unzertrennlich zusammen zu bleiben, zu der Schuld an der Sittlichkeit, die nicht wieder gut gemacht werden kann, noch neue zu häufen und der Verachtung der Welt Euch doppelt preis zu geben?

„Ich beschwöre Dich, mache diesem unwürdigen Zustande ein Ende. Bist Du selbst zu schwach, es zu thun, so laß mich für Dich handeln. Es ist meine Pflicht, einzuschreiten, wo es die Pflicht der Familie will. Ich erwarte von Dir einen entscheidenden Schritt. Thust Du ihn nicht bald, so werde ich selbst Dich aufsuchen und mit Mr. Kennington ein ernstes Wort sprechen und mit entscheidender Bruderhand in Dein Schicksal greifen. —“

Nachdem Leontine dies gelesen, saß sie in sich zusammengesunken da, als sei alle Kraft des Lebens aus ihr gewichen. Da sie diesen Brief empfing, den Poststempel der Heimath und die liebe Hand des Bruders darauf erkannte; wie hatte sie sich gefreut auf Nachrichten und einen Gruß von den Ihrigen! Mit welcher Sehnsucht und Ungeduld hatte sie dies Schreiben erwartet, mit welchem Entzücken einer schon fast aufgegebenen, nun doch erfüllten Hoffnung hatte sie es erbrochen — und wie war sie nun von seinem Inhalt enttäuscht — verwundet — zu Boden geschmettert! Wie viel Kummer, wie viel bittere und niederdrückende Empfindungen wären ihr erspart worden, wenn dieser Brief sich hätte vergeblich erwarten lassen!

Diese Enttäuschung, dieses Gefühl, daß uns so oft ein Wunsch nur darum erfüllt wird, um uns zu zeigen, wie thöricht wir waren, ihn zu hegen, war es, was sie zuerst wie mit kaltem Schaum überrieselte und alles Blut aus ihren Wangen zurückdrängte zum schon überfüllten Herzen. Aber dann war es ihr wieder, als müsse dies brechen oder zerspringen von der ungeheuren Schmach, die ihm eben angethan worden, still stehen vor den vergifteten Dolch, den der eigne Bruder hineingestoßen! Aber dann richtete sie sich wieder empor im Bewußtsein ihrer Unschuld, ihres reinen Gewissens und ihres inneren Werthes — stolzer als je stand sie auf und warf das Haupt zurück und aus ihren sonst so klaren Augen flammte der Strahl heiligen Zornes, um ihre sanften Lippen zuckte ein verächtliches Lächeln —

zu sehr war sie verkannt, zu tief erniedrigt, in den Staub getreten worden von dem eignen Bruder, als daß sie nicht hätte trotzig aufspringen und vor sich selbst im Licht ihrer reinen Seele dastehen sollen, über welche die schwarzen Wolken der Verleumdung und die zürnenden Blitze aus der Hand des Bruders keine Macht hatten.

Sie hatte ihrem Bruder nur die einfache Wahrheit geschrieben, wie sie dieselbe auch Sturm mitgetheilt, daß Mr. Kennington, nachdem auch sein Kind gestorben, gefährlich erkrankt und nur sie um sich geduldet und daß er dann nur zu bewegen gewesen sei, auf den Rath der Aerzte nach Italien und der Schweiz zu gehen, wenn sie ihn dahin begleite. Sie hatte das erst abgelehnt, aber endlich war sie nicht mehr fähig gewesen, weder seinen Bitten zu widerstehen, noch den Vorstellungen des Arztes, der ihr erklärte, daß, da sie allein noch einige Macht über den halb Wahnsinnigen habe, es ihre Pflicht sei, ihn nicht zu verlassen.

Aber Zweierlei hatte sie verschwiegen. Das Eine, daß Mr. Kennington auf seine Gemahlin eifersüchtig gewesen und daß er nun sich selbst die Schuld an ihrem plötzlichen Tode und mittelbar auch die an dem seines Kindes beimesse. Viel zu heilig war ihr die Familie und die Pflicht der Freundschaft, als daß sie hätte mögen ein derartiges Geheimniß verrathen und wäre es auch nur gegen den Bruder gewesen. Das Andere, das sie verschwieg, war, daß, als sie Mr. Kennington erklärt hatte, nicht mit ihm reisen zu können, dieser darin nur ein Verdammungsurtheil

für sich selbst fand und Leontinen kurz erklärte: er begreife, daß sie nicht länger in der Nähe des Mörders ihrer Freundin sein möge und daß er längst erwartet habe, sie, das einzige Wesen, das zuweilen noch einen Lichtstrahl von Trost in seine gequälte Seele gegossen, werde ihn auch verstoßen und ihm sein Todesurtheil sprechen. Mit solchen Worten war er von ihr gegangen und hinab in den Park. Bald war sie von einer entsetzlichen Angst überfallen, ihm dorthin gefolgt. Ihre Ahnung führte sie an den tiefen, dunklen See, der sich dort befand. Es war ein naßkalter, winterlicher Tag, von den Bäumen war meist das Laub gefallen, raschelte am Boden und trieb am Ufer des See's. Dichte Nebel lagerten auf der ganzen Gegend, der Sturm heulte durch die Bäume und riß die letzten Blätter von den dürren Aesten. Ein großer Ahorn neigte seine Zweige weit über den See -- Leontine wußte es, daß dort seine tiefste Stelle war. Und Mr. Kennington wußte es auch — er schwang sich eben auf den Baum um sich von da oben um so sicherer hinabzustürzen, wo das Wasser am tiefsten war, ihn am sichersten verschlang. Leontine rief gebieterisch, ihre ganze Kraft zusammennehmend: Mr. Kennington, lassen sie das Possenspiel. Ich habe nach Ihnen gesucht, weil ich Ihnen sagen wollte, daß Sie mich vorhin falsch verstanden haben!"

„Nein," antwortete er und blieb in seiner Stellung, „das ist nicht wahr — Sie sind der Racheengel meiner Anna — Sie jagen mich in den Tod." —

Leontine antwortete: „Ich glaube, es ist auch im Tode keine Ruhe, wenn man mit frevelhafter Hand ihn selber sucht — das Leben giebt sie eher.“ —

„Leontine!“ bat er, „verlassen Sie mich nicht — sonst verfalle ich ganz den finstern Mächten!“

„Da bin ich ja!“ antwortete sie fest: „Kommen Sie herab! wir wollen vernünftig zusammenreden.“

Er schwang sich von dem Baum herab und kniete vor ihr nieder. Sie legte ihre Hand auf seine bleiche Stirn und sagte: „Versprechen Sie mir, daß Sie dies nicht noch einmal versuchen!“

„Versprechen Sie mir, daß Sie nicht von mir gehen!“ rief er, „Sie allein haben Kraft die bösen Dämonen zu verscheuchen! O ich weiß es! es wohnt ein reißendes Thier in meinem Innern — Sie allein haben die Macht und das Zauberwort, das es bändigt.“

„Mr. Kennigton,“ sagte sie sehr ernst: „ich glaube fast dies reißende Thier wohnt nicht nur in Ihnen, es wohnt in jedem Menschen. Alles kommt eben darauf an, daß man es hüte und bändige, damit es nicht plötzlich hervorbricht und uns selbst oder Andere zerreißt. Keine fremde Macht kann es zur Ruhe zwingen, keine andere Hand es zähmen: der eigne starke Wille ist es allein, der es sich unterwerfen kann, daß es still ruht und endlich das Toben ganz verlernt. Und weil wir selbst den Willen haben sollen, in dem uns

die Macht gegeben, so ist es auch unsere Schuld, wenn der Dämon uns beherrscht und nicht wir den Dämon."

Er schien diesen Worten lange nachzusinnen; wenigstens ward er ganz still, wie immer nach solchen Anfällen einer Art von Raserei.

Am andern Tag erzählte Leontine dem Arzt diesen Vorfall. Er war sehr bedenklich und sagte dann: „Sein Inneres ist sehr zerrüttet und ich bin überzeugt, daß er dem Wahnsinn rettungslos anheimfällt, wenn Sie nicht mehr in seiner Nähe sind. Ich habe ihn genau beobachtet und die sichere Ueberzeugung gewonnen, daß sie das einzige Wesen sind, welches die Gewalt über ihn hat, die bei manchen andern derartigen Kranken nur dem Arzt verliehen. Halb mit Recht, halb mit Unrecht klagt er sich als den Mörder seiner Gattin an und wie von seinen eigenem Gewissen glaubt er sich von allen andern Menschen verdammt und diese fixe Idee findet nur in der andern fixen Idee ein Gegengewicht, daß Sie als ein Genius der Barmherzigkeit und Gnade ihm geblieben und ihn gegen die Dämonen beschützen. Es ist kein falscher, psychologischer Schluß, daß unter diesen Umständen es hauptsächlich auf Sie ankommt, ob er geheilt werden kann oder nicht. Durch Sie, glaub' ich, ist die Heilung leicht, von einer Irrenanstalt erwarte ich keinen günstigen Erfolg. — Sie haben mich auf das Gewissen gefragt und ich muß Ihnen darauf antworten, wenn ich auch weiß, daß ich damit eine große Verantwor-

tung auf Sie wälze, mindestens eine große Last. Mein College — man hatte zwei Aerzte zu Rathe gezogen — hat ihm Nizza verordnet und ich halte es wenigstens für nothwendig, daß er den Schauplatz jener unglücklichen Ereignisse verlasse und in fremden Ländern, unter andern Eindrücken sich zerstreut. Es ist wohl eine große Zumuthung, daß sie ihn begleiten sollen — aber geht es nicht, daß sie zu gleicher Zeit nach Nizza reisen und dort wenigstens in seiner Nähe bleiben?"

Hatte Leontine eine Wahl? Es gab keine andere Pflicht, die sie band — sie war ja eben erst, da sie zu der neu verstorbenen Freundin kam, im Begriff gewesen sich eine neue Stellung zu suchen und hatte dies Suchen aufgegeben, als sie die Pflegerin von Annas Kind geworden. Keine Pflicht rief sie, keine Verbindlichkeit hielt sie ab. War es wahr, daß sie durch ihr Weilen bei Mr. Kennington einen edlen Mann, den Gatten ihrer Freundin vor dem Wahnsinn schützen oder von ihm heilen konnte — war es denn nicht eine heilige Pflicht, diese zu übernehmen? Und wenn sie sich durch irgend ein Bedenken derselben entzog — und dann hörte: Mr. Kennington sei wahnsinnig geworden, vielleicht ein Selbstmörder — sei es durch ihre Schuld, würde sie jemals im Leben sich diese vergeben können? würde sie je Ruhe finden vor den folternden Vorwürfen ihres eigenen Gewissens? Was galten ihr dagegen andere Bedenken, die sie zwar erst gehabt, aber doch dieser höheren Ordnung gegenüber kleinlich und eigensüchtig nannte.

Denn dies einzige Bedenken, das sie erst zu einem Nein bestimmt, war doch nur die Frage: „Was die Leute dazu sagen würden?“ und das sank vor ihrer hohen Seele und ihrer vorurtheilsfreien Lebensanschauung bald in sein Nichts zusammen. Man wußte ja, daß Mr. Kennington krank war — war es nicht natürlich, daß er einer weiblichen Pflegerin bedurfte? Warum sollte sie das nicht sein können? Im Schlosse gab es Dienstmädchen, die weit jünger waren als sie — kein Mensch fand, daß ihnen dadurch ein Abbruch an ihrer Ehre geschah, noch daß sie einer Gefahr ausgesetzt waren, warum sollte es denn ihrer Ehre schaden? etwa darum, weil sie gebildeter war als jene? das gerade mußte sie ja mehr als jene beschirmen. Daß sie die Freundin der Gemahlin Mr. Kenningtons gewesen, gab ihr ein Anrecht auf seine Freundschaft, wie ein Verwandter war er ihr — warum sollte sie ihn verlassen? Er trug tiefes Leid um die Todte, Leontine wußte, daß die Macht, welche sie auf ihn übte, gerade darin ihre psychologische Erklärung fand, daß ein heiliges Band war, welches ihn an sie knüpfte. Sie war bereits in den Dreißigen, hatte für sich abgeschlossen mit der Liebe und dem Leben, hatte immer nach einem Beruf gesucht, kein anderes Streben mehr gekannt, als das, sich in jedem Kreis nützlich zu machen und Gutes zu stiften, in welchem das Schicksal sie führte — wie hätte sie die Mission von sich weisen mögen, die sie so ungesucht und entschieden empfing? Die Mission einer barmherzigen Schwester, einer Diakonissin — sie hatte sie oft gewünscht

und nur das frömmelnde Beiwerk daran hatte sie abgehalten, sich derselben zu widmen. Hier war sie ihr geboten ohne dies und forderte von ihr weniger die körperliche Kraft wie jene, als die hohe psychologische, deren Besitzes sie sich freudig bewußt sein durfte! —

Bald darauf sagte sie Mr. Kennington, daß sie mit ihm reisen werde, wenn er es verlange, aber daß er ihr dafür versprechen müsse mit dem Dämon in seiner Brust, von dem er sich gestern habe hinreißen lassen, selbst zu kämpfen und erklärte zugleich entschieden, daß sie ihn verlassen würde, wenn er wieder einen solchen Frevel wagen sollte, wie den gestrigen. Er versprach ihr Alles und war nun einige Tage stillglücklich und ruhig wie ein Kind. Später kam wohl die alte Schwermuth wieder, machte ihn düster und menschenfeindlich, schroff und in sich gekehrt — aber er hielt den Dämon im Zaum, er kam nur selten zu einem beängstigenden Ausbruch für Leontine oder den bewährten Diener, den er mitgenommen und der immer in seiner Nähe schlafen mußte, damit er in der Nacht nicht irgend ein Unheil anrichte. Leontinens kluge Worte, ja oft selbst nur ihre klaren festen Blicke hatten noch immer dieselbe beruhigende Wirkung auf Mr. Kennington. Seit er nicht mehr zweifelte an ihrer Vergebung und Seelentreue, quälte er sich mit dem Gedanken an Georg Sturm und dem Bedürfniß sich mit ihm zu versöhnen; fest überzeugt, daß er nicht eher Ruhe finde. Leontine hoffte auch davon das Meiste — aber sie zitterte auch vor diesem Tage. Nicht ohne Ursache,

denn da, als sie im Gasthaus zu Brunnen mit Sturm am Fenster stand, da sah sie Mr. Kennington unten am See mit Mienen der Verzweiflung auf- und niedergehen, die ihr nur zu deutlich seinen Entschluß verriethen, in den geheimnißvollen Tiefen des Vierwaldstädter Sees seinem Leben ein Ende zu machen. Darum eilte sie zu ihm hinab und verhinderte nicht nur seine That, sondern sprach strenge Worte zu ihm über seine Feigheit und über das Brechen seines Gelübdes. Sie fügte die Drohung hinzu, ihn nicht ferner zu begleiten. Das half. Er ward wieder ruhig und lenksam.

So war er seitdem. Leontine hoffte, sein Zustand werde nun mehr und mehr sich bessern und sie bald ihrer sonderbaren Pflicht enthoben sein — dann wollte sie einmal heimreisen in das traute Nürnberg, die Ihrigen wiedersehen und liebe Bekannte — da kam dieser Brief ihres Bruders.

Ein altes französisches Sprüchwort fiel ihr ein, welches heißt: „Es giebt keinen Rauch ohne Flamme.“ Welche Macht auch die Fama hat, einen schwarzen erstickenden Rauch aufzutreiben und nach allen Seiten hin zu verbreiten — es muß eine Flamme da sein, eine verborgene meist, aus welcher der Rauch empor gequollen. Aber die Flamme kann oft eine reine sein und verborgen gehalten werden aus edlen Motiven, statt den unedlen, nach welchen die Fama sucht, und die sie erfindet, weil sie jene nicht auffindet, oft nicht einmal darnach suchen will. Zu jedem Gerücht ist

eine Ursache, eine Veranlassung vorhanden, nur daß sie falsch gedeutet wird. So war es hier. Nie war ein Verhältniß reiner gewesen, als das von Leontinen und Mr. Kennington — Anna kannte keine Eifersucht — aber ihr Gatte hatte sich mit seiner Eifersucht an ihr versündigt, das wollte man nicht in die Oeffentlichkeit dringen lassen, am Wenigsten wollte das Leontine — und so ward sie selbst zum Opfer der abscheulichsten Verleumdung! — Eben so unwiderleglich war es, daß sie allein mit Mr. Kennington reiste und sein vollstes Vertrauen genoß — sie war erfüllt von dem Bewußtsein die heilige Mission einer barmherzigen Schwester zu üben, und das Gerücht stempelte sie zu einer Maitresse! Womit konnte sie beweisen, daß diese Gerüchte falsch waren, da sie doch die Thatsachen nicht widerlegen konnte, noch erläutern mochte, auf welche sie sich gründeten?

Sie seufzte und fühlte nur: es müsse ertragen werden!

Mr. Kennington hatte sie auf der ganzen Reise mit Achtung behandelt, und wo es nöthig schien, sie als eine Verwandte vorgestellt. Die Abgeschlossenheit, in der sie lebten, die englische Unzugänglichkeit überhaupt und die Mr. Kenningtons insbesondere, dazu der stete Wechsel des Ortes hatte sie vor kleinlichen Klatschereien und Verlegenheiten bis auf ganz geringe Ausnahmen geschützt und die Macht der Gewohnheit selbst hatte Leontinen mehr und mehr diese Reise mit einem ihr nur befreundeten Mann, gegen die sie sich Anfangs selbst gesträubt, als Etwas erscheinen lassen, das weder einer Entschuldigung

noch einer Motivirung bedürfe. Denn jedes Unternehmen, das in der ersten Vorstellung fremd, sonderbar oder unausführlich erschien, verliert diese Eigenschaften, sobald es nur fait accompli geworden, wenigstens für die dabei Betheiligten, so daß sie dann selbst sich wundern, wie Leute es anstößig oder wunderlich finden können.

Leontine war in diesem Falle.

Und nun war es der eigene Bruder, der sie so verkannte und demüthigte — nun war es die Heimath, in der man ihren Namen mit Schmach bedeckte! Das traf sie bis in die Tiefen ihres reinen Herzens.

Es empörte sie auch zugleich. Sie hatte ihm mit Achtung und Anhänglichkeit von Mr. Kennington und seinem traurigen Gemüthszustand geschrieben, aber kein Wort, das ihn hätte zu der Vermuthung berechtigen können, sie liebe ihn oder er liebe sie — und er setzte entschieden ein solches Verhältniß voraus, er war so unzart, von der Nothwendigkeit einer Verheirathung zu sprechen, ja so roh, ihr zu drohen, selbst an den Engländer in dieser Angelegenheit zu schreiben. Er nannte sich ihren „natürlichen Vormund." Diese Anmaßung des Bruders der Schwester, des Mannes dem Weibe gegenüber hatte sie noch immer zum Widerstand gereizt, sie hatte sie niemals anerkannt, sie fühlte sich jetzt am Meisten dadurch verletzt, wo sie darin nur den brüderlichen Egoismus statt der brüderlichen Liebe sah. Noch mehr! Sie erkannte darin die Einflüsterungen ihrer Schwägerin, die, eine tri-

viale Hausfrau, es Leontinen niemals hatte vergeben können, daß sie für etwas Höheres Sinn gehabt, als zu kochen, zu nähen und kleine Kinder zu warten. Sie konnte sich ihre hämische Miene denken, bei den über sie verbreiteten Verleumdungen, zu denen sie nun das triumphirende Schlagwort des superklugen Philisterthums fügen konnte: Ich habe es vorausgesagt, daß es so kommen wird.

Und doch! Leontine war viel zu gerecht und beurtheilte die Ansichten und Handlungen jeder Person, so aus deren eigenster Individualität heraus, als daß sie sich nicht hätte sagen müssen: Von seinem Standpunkt aus habe ihr Bruder nicht ganz unrecht, sie wegen ihrer Handlungsweise zu verkennen, zu verklagen, zu warnen, sich dadurch gekränkt zu fühlen — sie konnte ihm vergeben, ihn bedauern, ihn und am meisten sich selbst, daß die Verhältnisse sie in eine solche Lage gebracht. Aber sie konnte dem Bruder keinen Einfluß zugestehen auf ihr Geschick. Wenn sie jetzt augenblicklich sich von Mr. Kennington trennte, so bestätigte sie dadurch, daß jene Verleumdungen Recht hätten und sie erst durch ihren Bruder die Kraft gewonnen, sich einem Verhältniß voll Schuld und Schmach zu entziehen. Und wenn Mr. Kennington dann wieder, wie vor wenig Wochen und wie damals vor einem halben Jahr, einen Versuch machte sich das Leben zu nehmen, so war sie Schuld an seinem Tode.

Viel lieber wollte sie den Schein der Schuld als eine wirkliche Schuld ohne deren Schein auf sich laden.

Wie sie auch überlegen, sich quälen und grübeln mochte, sie kam doch nur zu dem Resultat:

Auch das muß ertragen sein! War es ihr doch als liege noch immer der alte Fluch auf jedem Frauenleben: fern von dem nur geträumten Paradiese zu schmachten im stummen Ertragen, und um so schmerzlicher zu büßen, je mehr sie vom Baume der Erkenntniß selbst gegessen! —

---

## XI.

## Eine Alpenidylle.

„Wenn steigend die Sonn' ab des Gletschers Schnee
Ihr goldenes Rad beflügelt,
Wenn Kirch und Dorf, wenn Fluß und See
Im Feuerglanze sich spiegelt:
Dann taucht vor dem Fuß, aus des Chaos Flor,
Der Schöpfungsmorgen Dir neu empor,
Dann stehst Du mit trunkenen Blicken
Anbetend in stummem Entzücken."

Thomas Bornhauser.

Felix Lindenberg lebte stille idyllische Tage in der Natureinsamkeit, die ihn umgab und die idyllisch und heroisch zugleich war. So wie er es nun hier fand, hatte er sich das Leben in der Schweiz gedacht, gewünscht. Seit er hier war, hatte er noch keine Fremden gesehen, die ihm die Idylle verleitet hätten, war er einmal befreit von dem Luxus des großen Hôtels, den langweiligen Tabled'hôtes,

lauerten keine Lohndiener und Fremdenführer auf ihn — war er befreit von dem Zwange des Comfortes, den der Engländer nun einmal nicht entbehren konnte: Er hatte sich nur erst auf ein paar Tage von ihm losgemacht — aber jetzt hatte er mit Leontine darüber Briefe gewechselt und man war übereingekommen, sich erst in vierzehn Tagen wieder in Luzern im „Englischen Hof" zusammen zu finden.

Die Hälfte dieser Zeit war bereits vergangen.

Felix wanderte immer in der Umgegend umher, zeichnete Studien und nahm Landschaften auf. Gleich an jenem ersten Morgen seines Hierseins, an dem er ausgezogen war um Gerty zu finden, war ihm das Glück günstig gewesen.

In der beschriebenen Richtung aufwärts steigend war er an eine grüne Matte gekommen, die an der einen Seite von hochstrebenden Felsen umgeben war, zwischen denen die schönsten Alpenpflanzen wucherten, indeß abwärts der Weg sich allmälig abdachte, bis unten der See ihn begrenzte. Tief unten lag er hier, daß die auf ihm eilenden Dampfschiffe wie schwimmende Nußschalen erschienen und die Nachen zu kleinen Pünktchen wurden. Um so majestätischer ragten auch die jenseitigen Alpenzacken und Firnen darüber hin, der Seelisberger Kulm mit der Kapelle, deren Glocken schon den Männern des Rütli getönt, der Bauener Kulm, der schroffe Scharti und die Schneefelder von Uri-Rothstock. Da war auf derselben Seite der nahe Gipfel der Frohn'alp, die Felix bald ersteigen wollte, weiterhin der

Baggisrath und in weitester Ferne der dreizackige Pilatus. Und zwischen den Bergriesen standen da und dort verstreut kleine Hütten oder schienen vielmehr nur an den Bergen gleich schwebenden Vogelnestern zu hängen, und man konnte denken, daß der dicht daneben von schwindelnder Höhe sich herabstürzende Gießbach sie nächstens noch mit sich fortreißen würde.

Auf der grünen Matte, die Felix erreicht und die rings-um ein so herrliches Panorama bot, daß er nicht wußte, welche Seite er zunächst zu einem landschaftlichen Gemälde erwählen sollte, fehlte auch die belebte Staffage im Vorder-grund dazu nicht. Mehrere Mädchen in der malerischen Landestracht waren beschäftigt, das Heu zum Trocknen auf den kreuzweis gesteckten Hölzern zu wenden. Er täuschte sich nicht, Gerty war darunter. Sie trug ein rothes knappes Mieder, aus dem das blendendweiße dicht gefältelte Hemd bis an den Hals emporreichte, in langen Zöpfen fiel ihr Haar unter dem großen runden Strohhut hervor. Der verbarg sie ihm noch, aber da eine ihrer Gefährtinnen ihr zurief:

„Schau, dort kommt ein Fremder auf uns zu, wird wohl wieder ein Vorwitziger sein, der gedacht hat, er findet sich ohne Führer in unsern Bergen zurecht und nun nicht weiß, ob er rechts oder links gehen soll —“

Da wandte sich Gerty, warf ihren Rechen hin und rief vergnügt: „Ach das ist der feine Herr, der gestern dem Friedel das Bild für mich gegeben, worauf unser Häusli

gemalt ist, ein Freund von dem guten Herrn Pfarrer Suter, bei dem er eingekehrt —" und sie eilte auf Felix zu, der sie herzlich begrüßte.

Nun gab es ein Willkommen voll Dank und Freude und Jedes sagte dem Andern Liebes und Schönes, aber da Gerty wieder zur Arbeit ging, mit der es eilig sei, sagte er, er wolle ihr mit helfen und dann möge sie ihm den Weg hinaufführen zu dem nächsten Kulm, auf den er deutete. Aber sie wollte weder das Eine noch das Andere. Den Kulm dürfe er jetzt nicht besteigen, es werde bald zu heiß und in den Mittagsdünsten habe er oben keine Aussicht, und die Heuarbeit schicke sich auch nicht für ihn. Er griff dennoch mit zu — aber er hatte weder das Geschick noch die Kraft dieser Töchter des Gebirges, die Mädchen machten sich allesammt über ihn lustig und alle schäckerten und lachten mehr, als daß es zur Arbeit gekommen wäre.

„Das fördert nicht," sagte endlich Gerty, „der Herr ist einmal kein Heuer, sondern ein Maler, da zeichnen Sie doch lieber."

Er war sogleich gehorsam, suchte sich einen passenden Standpunkt, stahl den Mädchen Heu, das er zu einem Sitz sich dahin trug, setzte sich darauf und legte die Zeichenmappe auf sein Knie. Nachdem er sich den Schweiß von seiner Stirne gewischt und etwas geruht, begann er die Gruppe zu zeichnen. Nun kam wieder eins um das andre von den Mädchen zu ihm hingelaufen, um zu sehen, was er zeichne und jedes winkte mit verschämtem Lachen dem neuen zu:

„Du kommst auch mit darauf!“ Dann schalt wieder der Maler, daß sie so neugierig wären oder auch aus der Ferne, daß sie die Stellung veränderten und wollte sie zuweilen commandiren. Darüber gab es neuen Scherz und neues Gelächter. Am lustigsten aber war doch Gerty und die Hübscheste war sie auch, sagte sich der Kennerblick des Malers, aber er hütete sich wohl sie vor den Andern auszuzeichnen, damit nicht Neid oder Mißgunst ihm gleich im Anfang die kleine Idylle verdürbe, die er sich vorgenommen hier zu spielen.

Er hatte sein Mittagsmahl bei sich, so gut wie die Mädchen das ihrige, und so blieb er mit ihnen zusammen, bis die Sonne sich neigte, die Mädchen heimwärts gingen und er ihnen noch ein Stück das Geleit gab. Am folgenden Morgen war er wieder ein paar Stunden so mit ihnen zusammen und da wußt' er auch von Gerty heraus zu bekommen, daß sie am andern Morgen hinauf auf die Alp gehe, um ihren Bruder, der oben in der Sennhütte sei, etwas hinaufzutragen. Da durfte sie es nun nicht ablehnen seine Führerin zu werden, und in aller Morgenfrühe fanden sie sich allein zusammen.

Heute trug sie einen großen runden Korb auf ihrem Kopf eben so leicht und graziös wie gestern den Hut, nur selten mit der Hand danach fassend — aber als Felix ihr ihn abnehmen wollte, wußte er nur mit beiden Händen ihn fortzubringen, so schwer war er ihm und da er ihn sich selbst auf den Kopf heben wollte, war es ihm, als müsse er dar-

unter zusammenbrechen, so wenig verstand er sich auf die Gesetze der Balance, die das Gebirgsmädchen von Kind auf spielend vollziehen gelernt. Sie lachte über ihn und noch mehr dann, wenn sie immer höher klimmend zuweilen dicht an einem Abgrund auf schmalem Saumpfad, dessen kleines Steingeröll oft unter den Füßen weiter rollte, vorüber mußten und Felix, von Schwindel ergriffen, kaum wagte sich auf seinen Alpenstock zu verlassen. Dann gab ihm das starke Mädchen die Hand und wenn der gefährliche Schritt oder Sprung gethan war, schämte sich Felix vor ihr, die bald wie eine Gemse voranketterte, bald wie eine Herrscherin der Berge ihr wunderbares Reich mit so kühnen Schritten durcheilte. Felix war eben kein Feigling, er war sogar als ein Waghals im Turnen und Klettern daheim bekannt — aber hier gab es Stellen, bei denen er sich immer zum Trost sagte, daß die meisten Andern umgekehrt wären und nur Wenige sichrer gegangen als er — kein andres Wesen konnte ihn so beschämen als diese muntre Aelplerin. War sie auch hier geboren — er gehörte doch zu dem stärkern Geschlecht, das der Schutz des Schwächeren sein soll — und hier kehrte das Verhältniß sogar schon körperlich sich um. Weil er beschämt war, ärgerte er sich heimlich und nahm sich darum um so mehr vor, durch seine andern Eigenschaften die Flecken vergessen zu machen, die in ihren Augen der polirte Schild seiner Mannesehre hier empfangen mußte.

Ueberall streuten buntglühende Alpenblumen balsamische Düfte, schmetternde Lerchen sangen auch hier ihre Lie-

der, wo die Stimmen der andern Singvögel, die nicht zu solcher Höhe sich wagten, verhallten. Von Weitem sah man aufgeschreckte Gemsen über Felsenzacken springen, vernahm näher und näher das Meckern der Ziegen und Schaafe. Gerty rief und schnalzte mit der Zunge. Da kamen die Lämmer auf sie zugesprungen. Sie nahm Salz aus ihrer Tasche, gab es auch dem Maler in die Hand und nun kamen die schneeigen Schafe ganz zutraulich nahe, umdrängten die Beiden und leckten das Lieblingsfutter begierig aus den Händen. An einem sonnigen Felsenvorsprung weiter oben schimmerte alles purpern von reifen Erdbeeren, den Rubinen, die auf den Bergen wachsen statt innen.

„Da können wir pflücken!" sagte Gerty, nahm ihren Korb von dem Kopf, setzte ihn auf eine ebene Stelle und bog sich vor an den Abhange zu der aromatisch duftenden Kost.

Hier pflückte der Maler mit ihr um die Wette, aber als er etwas sagte von den Erdbeeren ihrer Lippen, die er lieber in Küssen von ihrem Munde pflücken möchte, richtete sie sich ärgerlich empor, antwortete ihm nur mit einem schnellen fast verächtlichen Blick, hob den Korb wieder auf ihren Kopf und ging trotzig schweigend fürbaß.

Er wagte Nichts weiter zu sagen und folgte ihr schweigend.

Da klang fernes Getön durch die mittägliche Stille der Alpenwelt. Daß ein weidendes Sentum in der Nähe, gab Geklingel und Zauren kund. Eine stattliche Kuh,

bräunlich grau mit schwarzer Zeichnung auf der breiten Stirn, mit strotzendem Euter, eine große blanke Glocke am Halse, kam vertraulich auf Gerty zu. Sie nahm das edle Thier an den Hörnern und grauete es mit der Hand dazwischen. Das Thier ließ sich das gar gern gefallen und sah mit klugen Augen zu Gerty auf, der schien es um's Herz zu sein. als habe sie nun einen Schutz gefunden und könne ruhig neben dem Begleiter gehen, der ihr plötzlich lästig geworden. Sie wandte sich nun wieder unbefangen zu ihm und sagte auf die Kuh deutend:

„Die Lobe da will gemolken sein, sie gehört meinem Bruder und hat sich hier doch zu weit von der Heerde bergein verlaufen — vielleicht ist sie mir entgegen gegangen — Sie glauben's am Ende nicht wie Viele, die aus dem Flachlande zu uns kommen und behaupten die Thiere hätten keine Vernunft — bei uns in den Bergen sind sie klüger als manche Menschen —"

Felix dachte: Ist das etwa ein Hieb auf mich? lobte laut die Schönheit der Kuh und wollte sie auch streicheln, die sah ihn aber dafür böse an und sprang muhend den Berg vorauf, dort blieb sie aber stehen und sah sich wieder um, ob Gerty auch folge. Die lachte und sagte zu Felix:

„Den Fremden traut sie doch nicht, sie weiß auch, daß Sie kein Senne sind und kein Geschick hätten sie zu melken! Sehen Sie, dort ist die ganze Heerde!"

Felix hätte kein Künstler sein müssen, wenn er nicht über den malerischen Anblick, der sich ihm jetzt bot, alles

Andere vergessen hätte. Graziöse Ziegen von den verschiedensten Farben und Zeichnungen hüpften und kletterten hoch oben an und über Felsenspalten und suchten sich naschend die besten Kräuter. Ein bedächtiger Stier mit großem majestätisch emporgetragenen Kopfe schritt langsam zwischen einer Gruppe von nicht minder schöngebauten Loben, die theils gras'ten, theils widerkäuend im Grünen ruhten. Nicht weit davon erblickte man eine Sennhütte, das malerische Strohdach mit Steinen beladen, damit selbst der Föhn es nicht entführen könne.

Vor der niedern Thür, im Schatten des überhängenden Daches, stand der Senne und spaltete Holz.

„Guten Tag, Toni!" rief Gerty von Weitem, „da bin ich und bringe Dir einen Gast! und auch die Lori da," sie deutete auf die Heerkuh mit der großen Glocke, „die mir entgegen kam und gemolken sein will, ihre Milch wird uns zu Statten kommen."

Toni, ein stämmiger, sonnverbrannter Bursche bewillkommnete die Schwester wie den Fremden und sagte zu ihm: „Gehen Sie erst in die Hütte und ruhen vom Steigen aus, Sie sind erhitzt und spüren nicht, daß hier eine andre kühle Luft weht wie unten, den Wechsel vertragen die Fremden nicht, ich melke indeß die Lori." Er holte sich einen blanken Eimer und machte sich gleich an das Geschäft.

Indeß ging Gerty mit Felix in die Sennhütte. Drinnen saß der Knabe Friedel am Herde und schürte seine

röthliche Gluth. Darüber hing an einem eisernen Turner ein blanker Kessel mit weißer, schäumender Milch. Sie war zum Käse bestimmt. Friedel goß Etscher und Lab hinein, rührte mit einer Ruthe unaufhörlich darin und schied dadurch den Viesch von der Sinte. Er ließ sich in seinem Geschäft von den Eintretenden nicht stören, nickte aber beiden freundlich zu und bedeutete Gerty, wo das Brot, Butter und Käse stände für den Gast.

Sie holte Alles herbei und setzte es auf einen riesigen Baumklotz, der als Tisch diente, für Felix gab es einen hölzernen Schemel, Gerty setzte sich in Ermangelung eines solchen auf einen umgestürzten Eimer. Nicht lange darauf kam Toni mit der frischgemolkenen Milch.

„Gestern bin ich mit Deinem Schatz zusammen gewesen," sagte Toni zu Gerty, er geleitete den Herrn Pfarr' ein Stück Wegs herunter, Du wirst ihn wohl heute noch treffen."

Gerty ward dunkelroth und winkte Toni, als sollte er nicht so weiter reden, und Felix dachte: „Also einen Schatz hat sie schon — ich dachte es wohl!" aber er that, als höre er nicht auf das Gespräch der Geschwister und sah Friedel zu, der im Kessel rührte.

„Will der Herr die Sonne bei mir unter- und aufgehen sehen?" fragte Toni.

„Wenn Ihr es erlaubt?" rief Felix, „das ist ein prächtiger Vorschlag."

„Wenn Sie mit einem Lager von Heu und Moos zu-

frieden, das ist immer für einen Fremden übrig;" sagte Toni. „Morgen kann der Friedel Sie hinunter geleiten."

„Vortrefflich!" rief Felix, „und Gerty — seid Ihr es auch zufrieden?"

„O das dacht' ich ja gleich, daß Sie oben bleiben," sagte sie lachend. „Für solch' ein Herrlein ist es wohl zu viel, die Alp hinauf und hinab ohne Nachtruhe zu steigen, und der Sonnenaufgang ist hier so schön. Ich geh' wieder hinab sobald ich ausgeruht und bin unten, noch ehe die Alpen glühen."

„So?" sagte Felix, etwas in seiner Freude herabgestimmt: „Ich hatte geglaubt, Ihr bliebet auch hier."

Sie stand statt der Antwort auf und sagte zu Friedel, der jetzt den Schnee des Ziegers durch die Hände zu glänzenden Perlen rieb und mit einem Steine in Tuch und Weeb vorsichtig preßte: „Wenn Du fertig bist, Friedel, komm mit heraus, wir wollen dem Herrn Eins jodeln."

Sie trat aus der Hütte und flüsterte zu Toni: „Treff' ich den Erni unten auf der Halbe?"

Er antwortete: „Wenn sie drüben in der Kapelle Ave Maria läuten, wollte er da sein. Warum winktest Du mir gegen den Herrn, nicht von ihm zu sprechen? Willst Du gegen ihn Deinen Schatz verleugnen, der so treu und brav ist?"

„Pfui! wie kannst Du das denken!" sagte Gerty, „aber man spricht doch nicht gern davon mit Fremden —

und dann ist auch der Erni immer gleich hitzig und argdenklich — wenn —"

„Wenn —" wiederholte Toni, da sie stockte und er vollendete: „wenn solch ein fremder Laffe Dir nachläuft und Du Dich mit ihm einläßt? Da hat er auch Grund dazu!"

„Ach Toni," sagte sie erglühend, „Du bist gerade wie er. Ich hab' mir noch nie von solch' einem Laffen etwas gefallen lassen, aber Ihr versteht nicht einmal einen Spaß. Wozu ist man denn jung, wenn man nicht lustig sein soll? An der Nase führ' ich solche Herrlein ein bißle, dazu sind sie gut, warum müssen sie ewig herumkriechen in unsrem Land!"

„Daß sie das thun, ist gut," sagte Toni, „denn sie bringen Geld in's Land, aber weiter sollen sie sich nicht mit uns einlassen, noch wir mit ihnen. Sie sollen nicht sagen, die Schweizermädeli wären auch ein hübscher Zeitvertreib gewesen, und dem da sieht man's an, daß er's darauf abgesehen, Dich an der Nase herumzuführen, wie Du ihm thun willst. Der Erni würde 's nicht leiden, daß Du mit ihm heraufgegangen."

„Drum sag's ihm lieber nicht," sagte Gerty, „ändern konnt' ich's nicht und Erni ärgert und ereifert sich unnütz — zumal wenn er das schmächtige Zierpüppchen nicht gesehen — der thut mir Nichts, wenn ich gewollt, hätt' ich das Herrlein mit meinem kleinen Finger die Alpe hinabgeschleudert!"

Toni lachte und schien sich zu beruhigen.

Zum Glück für des Malers Eitelkeit stand er entfernt genug an dem schönsten Aussichtspunkt, um dies für ihn wenig schmeichelhafte Zwiegespräch nicht zu verstehen. Ohnehin verstand er zwar das Schweizerdeutsch, das noch dazu in jedem Canton fast verschieden lautete, wenn man es zu ihm selbst sprach und er sehr aufmerkte, was aber so die Schweizerzungen untereinander mit geläufiger Schnelle redeten, das wußte er oft nicht, ob es wirklich deutsch war oder eine andere Sprache.

Er ließ sein Auge weithin schweifen über die Herrlichkeit der Schöpfung, die hier vor ihm sich ausbreitete und das Loos des Sennen erschien ihm beneidenswerth, der hier dem Himmel und der Gottheit näher wohnen durfte — und doch dachte er sich dabei auch die Sennerin neben dem Sennen und hätte viel darum gegeben, wenn ihm hier allein an Gerty's Seite die Zeit verstreichen dürfe. Einige Wochen, vielleicht eine Sommerszeit hindurch, er war ehrlich genug, sich zu sagen, daß er auf längere Zeit doch wohl den Geschmack an der Idylle verlieren könnte! Und der gute Geist, der über die Alpen wandelt und das edle Volk beschützt, dem er das Himmelsgut der Freiheit verliehen, der trat hier auch zu ihm und sagte: Für ein phantastisches Glück von ein paar Wochen möchtest Du die Sennerin unglücklich machen für ihr ganzes Leben, die rosige Alpenblume zu einer weißen bleichen? ja noch mehr: Du möchtest zu den von Deiner Frevelhand geknickten Blumen, die

schon Deinen Lebensweg bezeichnen und bei denen Du Dich noch zuweilen trösten möchtest, daß sie selbst schon Gift in ihrem Kelche trugen, das sie selbst verdarb, auch diese in reiner Bergluft erblühte Alpenrose pflücken und fügen — da war in diesem Augenblick, als sei es ihm leichter sich hinabzustürzen von der Alpenzinne in den Abgrund, an dem er stand, als die räuberische Hand auszustrecken nach der schönen Blume — und er schwor sich und ihr und dem Himmel, daß er das nimmermehr versuchen werde! Ja, er dachte sich heiter, welch hübsches Genrebild es sein möge, wenn er Gerty sehen könne neben ihrem geliebten Erni, dem schmucken Schweizerburschen auf grüner Matte sitzen von ihren Kühen und Lämmern umgeben — oder wie das Brautpaar im Hochzeitsschmuck zum kleinen Kirchlein walle, darin Pfarrer Suter sie traue, indeß er selbst sich unter die Hochzeitsgäste mische — und in diesem Augenblick war sein Gemüth ruhig und klar, wie das Bächlein, das zu seinen Füßen hüpfte, er fühlte seinen Geist freudig erhoben von guten und reinen Gedanken und es war ihm so wohl und leicht um's Herz, so leicht, wie sein Odem stieg in der herrlichen Bergluft.

Indeß er so sinnend dastand, hatte sich Gerty nicht weit von ihm zu seiner Rechten auf einen Felsenvorsprung gesetzt und begann ein fröhliches Sennerlied zu singen, dessen Endstrophen sie mit schmetterndem Jodeln wiederholte. Und ferner, von der Höhe herab klang auch dies Jodeln — es kam von Friedel, der weiter oben Platz ge-

nommen, und so sangen sie zweistimmig mehr als ein wunderbares Lied. Bald die hellen Töne aus den geläufigen Kehlen hoch zum Himmel emporschmetternd wie lauter Jubel und Jauchzen, bald wieder sie dumpf wie Echo hinabrollen lassend zu seltsamer Tiefe — als wollten sie Thal und Höhe zugleich damit durchdringen.

Felix fühlte sich immer glücklicher — und war es denn nicht natürlich, daß er, als die Sängerin geendet, trunken von dem Entzücken, das sie ihm selbst in die Seele gesungen, auf sie zustürzte und ihr nicht anders zu danken wußte, als daß er seinen Arm um sie schlang und einen Kuß auf ihre Wange preßte!

Sie fuhr erschrocken zusammen und sah scheu und erglühend sich um — Friedel hatte es nicht sehen können, er war hinter der Hütte, Toni war drinnen, aber an der offenen Thür, den Rücken ihr zugekehrt — wenn er sie nicht gesehen, so war es gut, denn er sollte nicht recht haben und keinen Grund Erni eifersüchtig zu machen, aber wenn sie jetzt ein lautes, schallendes Wort sprach, so hörte er es und wußte nun doch, daß er Recht hatte — darum schob sie nur ziemlich sanft Felix bei Seite und sagte halb stolz, halb schelmisch: „Friedel hat besser gesungen als ich, loben Sie den doch lieber.“

Nun war sie mit zwei Sätzen wieder an der Hüttenthür und bei Toni, beredete noch Manches mit ihm, was indeß unten bei Nachbarn und Freunden geschehen und em-

pfing seine Aufträge für unten. Dann nahm sie von ihm Abschied, auch von Friedel und dann trat sie zu Felix.

„Lassen Sie sich die Zeit nicht lang werden," sagte sie, „einen schönen Sonnenuntergang werden Sie haben und der wird schon auch einen schönen Aufgang bestellen.

„Wenn ich morgen hinunter komme, treffe ich Dich wieder?" fragte er.

„Das wird sich schon finden!" antwortete sie ausweichend und eilte hurtig wie eine Gazelle von ihm hinweg und den Berg hinab.

Und es fand sich auch.

Felix zeichnete bis zum Sonnenuntergang — bis der große Maler des Alls die Farben so wunderbar am Himmel und an den Kuppen der Alpen mischte, daß dem kleinen Maler vor Bewunderung der Griffel entfiel und er nicht müde ward sein Auge zu weiden an der wunderbaren Pracht. Erst als alle Farben und Lichter erloschen und nur Millionen Sterne die Nacht durchleuchteten mit feierlicher Klarheit, suchte er das Mooslager in der Hütte des Sennen, bis ihn Friedel noch vor der Sonne wieder weckte mit dem Klang des Alpenhorns.

Erst spät entschloß er sich mit Friedel wieder hinabzusteigen von der sonnenhaften Höhe. Weder an diesem Tag noch an den folgenden sah er Gerty, aber am dritten fand er sich doch wieder mit ihr zusammen auf einer blumigen Matte, wo er saß und zeichnete und sie vorüber

wollte. Er hielt sie auf und ein Weilchen konnte sie wohl mit ihm plaudern.

Weil er so lange vergeblich auf sie gewartet und sich indeß noch ein Wenig gelangweilt trotz dem Reiz der Gegend, da er, immer des Plauderns gewohnt Niemanden dazu hatte, denn der Pfarrer Suter war sehr wenig für ihn sichtbar und selbst seine Wirthschafterin verständigte sich schwer mit seiner Sprache, so war er heute um so gesprächiger neben Gerty, sagte ihr um so mehr Schönes und Liebes.

Sie lachte darüber und hörte es doch gern, wie ein süßes Gift stahl seine Rede sich allmälig tiefer und tiefer in ihr Herz.

Und bei ihm war längst der hohe Augenblick mit seinen hohen Entschlüssen, den er auf der Alpe gehabt, vorübergezogen — der Genius, der da droben so mahnend zu ihm und in ihm geredet, schien jetzt keine Stimme mehr für ihn zu haben, oder Felix kein Gehör für sie — er war wieder ganz nur der gewöhnliche sinnliche Mensch, der mit der Phantasie des Künstlers die Schwachheit seiner Natur zu beschönigen suchte, da er nicht die Kraft in sich fühlte, noch den Willen, sie durch Widerstand zu bekämpfen.

# XII.

## Bei dem Freischießen.

„Und es senkte sich der Abend mild
Ins jubelerfüllte Thal,
Die Sterne malten ihr goldnes Bild
Ins Bächlein mit lichtem Strahl.“
Herman Rollet.

Mr. Kennington und Leontine hatten einen Alpenausflug gemacht in die Nähe von Schwyz. In einem Dorfe, in dem sie einen Führer suchten, ward eben ein „Freischießen“ abgehalten und viele Leute aus allen Ständen waren dabei versammelt. Der Wirth der Schänke, von dem der Diener des Engländers einen Führer auf den Kulm verlangte, erklärte, daß die zwei dazu verpflichteten schon fort wären, vielleicht könne der eine aber bald wieder kommen, daß einer von den andern Dorfburschen das Amt übernehmen würde glaube er nicht, denn so gern sie auch

einen Verdienst mitnähmen, ginge ihnen doch heute das Freischießen vor.

Der Engländer war über diese Antwort übelgelaunt, weil einmal nicht gleich Alles ging, wie er wollte, aber er vertraute doch, daß sein unwiderstehliches englisches Gold ihm auch hier wieder die gewohnten Dienste leisten würde. Aber wie viel auch der Diener Dem und Jenen bot, keiner wollte sich willig finden lassen und Andere, die vielleicht gern etwas verdient hätten, aber weiter her waren, getrauten sich nicht des Weges kundig genug zu sein, um eine fremde Herrschaft sicher zu führen. Schon wollte der Diener mit diesem niederschlagenden Bescheid wieder zu seinem Herrn zurückkehren, als er plötzlich Georg Sturm in der Mitte einiger Knaben gewahrte. Er hatte ihn nicht so bald erkannt, als er vergnügt auf ihn zueilte: vielleicht wußte der Herr, der ja in dieser Gegend lebte, Jemanden aufzutreiben.

Erfreuter noch als der Diener war Georg Sturm über das überraschende Zusammentreffen.

„Ist Ihre Herrschaft mit hier?“ fragte er hastig.

„Ja wohl,“ versetzte der Diener, „Fräulein Sternthal hat die Partie hierher auf heute anberaumt und Mr. Kennington wird sehr ungehalten, wenn sie nicht nach Wunsch verläuft, denn das lustige Freischießen ist ihm hier ein Gräuel.“

„Führen Sie mich zu ihnen;" sagte Sturm, sprach erst noch einige Worte mit den Knaben und nahm den einen von ihnen mit sich.

Der Diener, der mit ihm ging, erzählte indeß, daß sie schon seit länger als einer Woche wieder in Brunnen wären.

Sturm hörte es mit gemischten Empfindungen von Freude und Schmerz — warum hatte Leontine ihr Wort nicht gehalten und ihm geschrieben? Angenehm war es ihm aber zu hören, daß der Maler jetzt nicht bei ihnen sei.

Leontine stand allein auf der Gallerie des Wirthshauses und schaute aus der Ferne hinüber in das bunte Getümmel, indeß Mr. Kennington im nächsten Zimmer über einige Stühle gestreckt lag und des Führers wartend in seinem Reisehandbuch der Schweiz las, ob er sich dadurch nicht vielleicht genug orientiren könne, im Nothfall den Weg auch ohne Führer zu finden.

Leontine gewahrte Sturm nicht eher, als da sie sich umwandte, weil sie Schritte auf der Treppe hinter sich heraufkommen hörte und den Diener zurück erwartete. Wohl war sie freudig erschrocken, wie sie Sturm gewahrte — und doch war die Ueberraschung nicht so groß. Mehr als dies war es die Erfüllung einer stillen Hoffnung, was sie bewegte.

Theils weil Mr. Kennington nicht wünschte, daß eine neue Begegnung mit Sturm veranlaßt werde, theils weil ihr weibliches Zartgefühl es ihr verbat ihn direkt zu einem Wiedersehen aufzufordern, von dem sie nicht wußte, ob er es denn aus Sehnsucht oder aus Artigkeit herbeiführen

würde, hatte sie nicht an Sturm geschrieben — aber sie sann immer, ob nicht eine Gelegenheit dazu von selbst sich finden könne. Da las sie in einer Zeitung von dem Freischießen im Canton Schwyz. Sollte er nicht auch dabei gegenwärtig sein, wenn es ein Volksfest war? Aber da sie wußte, daß Mr. Kennington die Volksfeste nicht liebe, so sagte sie ihm Nichts davon, sondern schlug nur für diesen Tag eine Alpenpartie in jene Gegend vor.

Mißtrauisch geworden gegen die Stimme des eignen Herzens, hatte sie in dem, was ihres selbst betraf, weder die Klarheit noch die Energie, die ihr in andern Dingen eigen war. Sie wollte nicht selbst herbeiführen, was ihr längst ruhig geglaubtes Herz mit neuen Stürmen bedrohte — und doch war es eben schon bewegt genug, um wieder zu bangen und zu zittern in Wünschen und Hoffen. Darum überließ sie mehr dem Schicksal als dem eignen Entschluß, ob sie Sturm wiedersehen solle oder nicht. Hier war es möglich und wahrscheinlich, aber eben so sehr war es auch das Gegentheil.

Nun waren so Beide schon vorbereitet auf dies Wiedersehen und begegneten einander mit ruhiger Freundlichkeit.

„Ich höre, Sie suchen einen Führer," sagte er, „ich stelle mich Ihnen als solchen vor, ich kenne hier jeden Weg und Steg und ersehnte längst diese Gelegenheit. Sie haben mir Ihr Wort nicht gehalten, dafür werd' ich mich nun an Ihnen rächen und Sie heute nicht wieder verlassen — vorausgesetzt, daß Mr. Kennington —"

„Er wird Ihnen sehr dankbar sein," fiel ihm Leontine rasch ein, „Sie erscheinen uns als ein Helfer in der Noth, erlauben Sie, daß ich ihn davon benachrichtige."

Sturm hätte gern verhindert daß dies so bald geschah, aber da er die Thür offen sah und drinnen den Engländer, der die Hand mit dem Buche hatte auf den Schooß sinken lassen und wohl hören konnte, was man draußen sprach, hielt er Leontinen nicht zurück, die hineinging und Mr. Kennington von Sturms Ankunft und Absicht benachrichtigte.

Mr. Kennington zog die Stirne in Falten und murmelte: „Ich wollte, Sie hätten mir das erspart."

„Mr. Kennington!" antwortete sie mit ruhigem Ernst, „es schmerzte mich schon bei dem Abschied von Herrn Sturm, daß Sie in unfreundlicher Stimmung kein Wiedersehen hoffen ließen, nun es trotzdem erfolgt, werden Sie aus Rücksicht gegen mich ihm eine freundlichere zeigen."

Der Engländer sah sie mit eigenthümlichen Blicken eines finstern Erstaunens an und sagte nach einigen Momenten des Schweigens: „Hüten Sie sich, Miß, die Gewalt, deren Sie sich über mich bewußt sind, zu mißbrauchen — sonst könnte mich's gereuen, daß —" er stockte.

„Was?" sagte sie und sah ihn mit kalten Blicken durchdringend an — und da er seine Augen davor senkte und schwieg, fuhr sie fort; „Sprechen Sie das Wort aus, auf das ich schon lange warte — lassen Sie mich allein meines Weges ziehen. Denken Sie nicht, ich sei dann

verlassen auf der Welt — ich werde es nie weniger sein als jetzt — und ich muß Ihnen sagen, daß ein Brief meines Bruders aus Nürnberg mich dringend veranlaßt dahin zurückzukehren."

„Um Gotteswillen, Leontine!" rief er und faßte aufspringend ihre Hand. „Was hab' ich gesagt? was reden Sie? Ich bin der Sklave Ihres Willens, ich will es sein — nur verlassen dürfen Sie mich nicht! Sie sehnen sich in die Heimath — o ich kann auch das ertragen — ich kann Sie auch nach Nürnberg begleiten an den ersten Schauplatz meines begrabenen Glückes. Vielleicht ist das gut. Vielleicht werde ich dort geheilt — oder auch ganz wahnsinnig und höre auf die Qual dieses unheilvollen Zustandes zu empfinden! — O habe ich es Ihnen nicht gesagt — die Bestie in meinem Innern kann keine Ruhe finden — sie springt wieder auf und wird mich zerreißen! — oder auch Sie! Ja, es ist gut, gehen Sie ihr aus dem Wege, verlassen Sie mich!" Er warf sich erschöpft auf den nächsten Stuhl, eine zusammengebrochene Gestalt, ohne Kraft und Halt, fast ohne Leben.

Leontine seufzte tief und warf einen fragenden Blick nach Oben. Dann trat sie zu dem Unglücklichen, legte ihre kleine heiße Hand auf seine kalte Stirn und sagte: „Wecken Sie die Bestie nicht selbst, es kommt nur auf Sie an, daß sie zahm wird und keine Kraft mehr üben kann. Jetzt kommen Sie hinaus auf die freie Alp und wenn ich um Ihretwillen verzichte nach Nürnberg zu gehen zu den

Meinen, so stören Sie meine Freude nicht, hier einen Landsmann zu finden, und seien Sie freundlich zu ihm, wie es die Sitte der Gebildeten verlangt."

Er küßte sprachlos ihre Hand. Nun wußte sie, war er folgsam wie ein Kind. Sie öffnete die Thür nach der Gallerie wieder, die sie vorhin hinter sich zugezogen und trat hinaus zu Georg Sturm, ihm zu sagen, daß Mr. Kennington sein Erbieten sehr dankbar annehme.

Georg sagte dem Knaben, einem seiner Eleven, den er mit sich genommen, daß er noch vor dem Dunkel wieder hier sein werde. Während er seine Bekannten begleite, lasse er sie hier im Anschluß an den älteren Bruder.

Mr. Kennington hatte sich indeß so weit gesammelt Sturm artig zu begrüßen, und sofort traten sie die gemeinschaftliche Wanderung an. Selbst für den Engländer ward der deutsche Flüchtling ein interessanter Führer. Er hatte lange genug hier gelebt, um überall und über Alles Bescheid zu wissen und dazu theils seine Studien aus der Heimath voll deutscher Gründlichkeit verwendet, theils neue hier an Ort und Stelle dazu gemacht. Ein Anderes war es doch, einmal einen Begleiter zu haben, der auf Geologie und Botanik sich nach der Theorie verstand, wo ein gewöhnlicher Führer aus der Praxis allein mit der Oberfläche der Natur vertraut geworden. So, aufwärts steigend, unterhielt man sich fast nur von diesen Gegenständen, oder Leontine erzählte von dem indeß Gesehenen, wenn nicht der

Weg zu steil und beschwerlich war, das Sprechen ganz zu verhindern.

Eine Kapelle, in deren Nähe die Hütte eines Sennen, war das Ziel der Wanderung.

Nur eine ältliche Frau stand vor der Hütte und fragte, ob die Herrschaften heut nicht lieber das Freischießen mit angesehen, statt hier herauf zu klettern? Ihr Sohn, der Erni, sei auch mit drunten und sie hoffe, er werde einen guten Freischuß thun, denn er sei mit einer von den besten Schützen weit umher. Von seinem Vater sei es auf ihn über gegangen, der damals, als im Lande Schwyz die „Klauenmänner" mit den „Hornmännern" gekämpft, die Gegner wacker heimgeschickt. Er sei bei den Klauenmännern gewesen, die nun doch zu ihrem Rechte gekommen.

Auch hier mußte Georg Sturm den Cicerone machen und erklären, daß man hier die liberale Partei die Klauenmänner genannt, weil sie die Rechte der ärmeren Klassen vertreten, die man nach den Klauen schätzte, indeß die Hornmänner, die Aristokraten, jene unterdrücken und in ihren Rechten schmälern wollten, worüber es 1838 zum hitzigen Kampfe in diesen Bergen kam. Ein Vorspiel der späteren Freischaarenzüge und des Sonderbundkrieges.

„Ich kenn' Euren Erni wohl," sagte Sturm, „und freue mich, daß er stolz darauf ist zu den Klauenmännern zu gehören und in allen Stücken auf seine Rechte hält."

„Ja, das thut er," sagte die Frau; „es ist wahr," fügte sie sich besinnend hinzu, „ich habe den Herrn schon ein paarmal hier oben gesehen, aber Sie sind kein Schweizer?"

„Nein," antwortete Sturm, „aber ich hoffe, daß ich noch ein Schweizer Bürger werden kann und gedenke nächstens darum nachzusuchen."

Nach einigem Bedenken sagte die Frau: „Es hat sich jetzt drüben beim Pfarrer Suter ein deutscher Maler eingenistet — kennen Sie den?"

„Ich habe von ihm gehört," sagte Sturm, dem Leontine von dem Aufenthalt Lindenbergs erzählt hatte, „aber ich kenne ihn nur von früher und habe ihn jetzt noch nicht wiedergesehen, habe auch gerade kein Verlangen danach."

„So, so," sagte die Frau; „es ist wohl ein loser Vogel? und mein Erni ist eifersüchtig auf ihn, er stellt seinem Mädchen nach, aber Erni hat ihn noch nicht gesehen — ist er mit unten bei dem Freischießen?"

„Ich weiß es nicht," antwortete Sturm, „aber ich glaube nicht, er hätte sich wohl diesen Herrschaften bemerklich gemacht, die er kennt."

„Nun, das wäre mir lieb," antwortete die Sennenmutter, „denn ich glaube, gut liefe es nicht ab, wenn ihn der Erni mit der Gerty träfe."

Indeß hatten sich der Engländer und Leontine auf Steinsitzen niedergelassen und Sturm trat hinzu, ihnen die Gegend zu erklären. Die Frau bewirthete mit Milch und Brot.

Ein paar Stunden vergingen schnell auf der Höhe diesem großartigen Naturpanorama gegenüber. Mr. Kennington war gesprächiger als sonst und erzählte Sturm selbst, daß er übermorgen abzureisen, später nach Luzern zu gehen und dort ein paar Wochen zu bleiben gedenke. „Vielleicht sehen wir Sie dort wieder," fügte er hinzu.

Mehr als Sturm war Leontine von dieser Art von Einladung zum Wiedersehen überrascht — sie wußte, daß sie Mr. Kennington große Ueberwindung kostete, daß er diese Selbstbeherrschung nur übte, um sich ihr gefällig zu zeigen, um seine Schroffheit wieder gut zu machen, ihre Verzeihung wieder zu gewinnen, sie an sich zu fesseln. Sie fühlte wieder deutlich, welche Macht sie über Mr. Kennington hatte, daß sie weniger als je daran denken durfte ihn zu verlassen — und doch hatte sie eben jetzt oft Augenblicke, wo der Entschluß dazu nahe war. Der Brief ihres Bruders hatte sie doch dahin gebracht, ihre Lage von einer andern Seite zu überdenken, als bisher geschehen war, und sie schauderte am Meisten bei der Vorstellung, daß auch Georg Sturm die Motive ihrer Handlungsweise mißdeuten könne. Man hatte sie ihm ja gleich beim ersten Begegnen ziemlich ausführlich erzählt, wie es gekommen, daß sie mit dem Engländer reise — aber es hatte doch zuweilen den Anschein, als wenn sich Georg Sturm trotzdem darüber wundere; so auch jetzt, als er sie wieder beim Abschied fragte:

„Und Sie würden es über sich vermögen, nach England

zurückzukehren, ohne die nahe deutsche Heimath besucht zu haben?"

Sie antwortete ernst: „Ich habe schon Manches über mich vermögen müssen, was mich einen größern Kampf gekostet. Uebrigens ist mein Lebensweg ein solcher geworden, auf dem es nicht möglich ist, Pläne für die Zukunft zu machen. Ohne ein bestimmtes Ziel zu haben, muß ich folgen, wohin mich mein Schicksal führt — das Wo überlasse ich ihm, nur über das Wie behalte ich mir die Entscheidung vor und nur dafür bin ich verantwortlich."

Georg wagte darauf Nichts zu entgegnen und so schieden sie bis zum Wiedersehen in Luzern. Indeß jene Beiden am Fuß des Berges wieder ihren Wagen bestiegen und zurück nach Brunnen fuhren, begab sich Georg wieder auf den Schauplatz des Freischießens, um seine Zöglinge abzuholen.

Es war Abend geworden und das Schießen selbst beendet, als er dahin kam. Auf einem gedielten Plan hatte im Freien der Tanz begonnen. In die lärmende Tanzmusik mischte sich zuweilen Gesang und Gejodel und das Geknall in die Luft blind zum Scherz abgefeuerter Büchsen, der erschrockne Aufschrei der Geneckten, in deren Nähe man plötzlich geschossen, das Gelächter der Neckenden und der minder Erschrockenen.

Georg warf einen Blick auf die Tanzenden. Da drängte sich eben ein stämmiger Bursche hindurch, den Stutzen über die Schulter gehangen, mit wilden drohenden

Blicken und vom Trunk erhitztem Gesicht schob er alle bei Seite, die ihm im Wege standen.

„Erni!" rief Georg, der den Sennen erkannte und dem die Rede seiner Mutter einfiel, „wo wollt Ihr hin? — ich komme eben von Eurer Alpe, es stand da Alles wohl und Ihr seht aus, als ob Euch ein Unglück passirt wäre, oder vielmehr Ihr lauft so und seht und hört nicht, als ob Ihr eins anrichten wolltet!"

„Das kann auch sein!" sagte Erni; „aber haltet mich nicht auf — oder doch," sagte er sich besinnend, „kennen Sie den Maler, der bei dem Herrn Pfarrer Suter wohnt?"

„Nur von früher, von Ansehen," antwortete Georg; „was wollt Ihr von ihm?"

„Haben Sie ihn etwa jetzt gesehen?" — fragte Erni weiter.

„Nein," antwortete Georg. —

„Nun so muß ich ihn allein suchen!" rief Erni, der jetzt ziemlich aus dem Gedränge war und sich einer Baumgruppe zuwandte. Hier schoß er das blindgeladene Gewehr in die Luft, aber Georg sah von Weitem, wie es Erni wieder lud — und wie ihm dünkte diesmal nicht blind. Georg ahnte etwas Schreckliches und er folgte dem Wüthenden.

Da er ihn wieder eingeholt hatte, packte er das Gewehr und wollte es ihm entringen.

Erni rief: „Herr, nehmen Sie sich in Acht — was soll das heißen; das Gewehr ist geladen und wenn es jetzt losgeht, trifft es mich oder Sie." —

„Ich will eben, daß es Niemanden trifft!" rief Georg. „Erni — Ihr seid nicht bei Sinnen, Ihr wollt einen Mord begehen!"

Er antwortete Nichts und setzte sich gegen Georg zur Wehre.

„Ich weiß es, was Ihr denkt und wollt," fuhr Georg fort, „Ihr seid eifersüchtig auf den Maler, Ihr denkt, Ihr findet ihn hier bei Eurer Gerty." —

„Habt Ihr sie gesehen?" fragte Erni und stand still.

Georg besann sich: Was sollte er thun? Er allein war trotz seiner kräftigen Gestalt doch nicht stark genug, dem starken Alpensohn das Gewehr zu entreißen — es konnte losgehen und einen von Beiden tödten, und selbst im besten Fall war damit wenig gewonnen — er konnte sich ein anderes verschaffen und hatte sicher noch mehr Ladung bei sich. Auf Vorstellungen, Bitten und Vernunftgründe hörte Erni nicht — er war aufgeregt von Trunk und Leidenschaft und einer heftigen Natur, die keinen Zügel kannte und duldete. Er schwieg und blieb an Erni's Seite, keinen Blick von ihm wendend — er dachte dann, im entscheidenden Augenblick wenigstens dem Gewehr eine andere Richtung geben zu können, wenn es nicht möglich war, auf andere Weise die Gefahr zu wenden.

Plötzlich hörte man einen weiblichen Schrei hin-

ter den Bäumen: „Erni! Erni!“ tönte es wieder aus einer von Angst beklemmten Brust.

Erni wußte noch nicht, wo die Stimme herkam — sie klang mehr wie ein Hilferuf als wie ein Schreckensschrei — er stutzte — dies war der Moment, den Georg schnell benutzte, jetzt konnte er dem Bestürzten das Gewehr entreißen, es in die Luft schießen und gleichzeitig rufen: „Erni ist hier!“

Es war Alles das Werk eines Augenblickes — auch der wiederholte Ruf: „Erni!“ der jetzt wie ein Freudenschrei erklang, und gleich darauf stürzte Gerty aus den Bäumen hervor auf Erni zu und wollte sich schluchzend an ihn hängen.

„Fort! Ungetreue!“ rief er und stieß Gerty, daß sie zu Boden sank, mit gleicher Wuth stürzte er sich auf Georg, entriß ihm den Stutzen wieder nach minutenlangem Ringen und sagte: „Ich werde den verfluchten Koib schon noch finden!“ Damit stürzte er fort in das Dickicht.

Gerty richtete sich schluchzend vom Boden auf und rang die Hände. Georg trat zu ihr: „Rechnet's Euerm Bräutigam nicht zu hoch an,“ sagte er, „er hat sich betrunken und weiß nicht, was er thut. Meidet ihn lieber heute — wenn er den Rausch ausgetobt und geschlafen, wird er wieder auf vernünftige und gute Worte hören! — Nach welcher Seite entsprang der Maler?“

„Herr!“ sagte Gerty mit stolzem zürnenden Ton, als wollte sie sagen: wie könnt Ihr Euch unterstehen hier so hinein zu reden. —

Aber er fuhr fort: „Ob Ihr dem Maler zürnt oder nicht, geht mich Nichts an, aber Ihr werdet nicht wünschen, daß Erni einen Mord auf seine Seele lädt, und er wäre schon geschehen, wenn ich ihn nicht verhindert hätte — sagt, nach welcher Seite der Maler floh, damit ich ihn eher erreiche als der Wüthende! daß ich ihn warnen kann, ihm heute nicht mehr in den Weg zu kommen.“

„Er sprang über den Bach,“ sagte Gerty und wandte sich langsam ihres Weges.

Georg ging weiter, um auch den Bach zu überschreiten.

---

Dessau,
Druck von Gebrüder Katz.

Otto-Peters, Louise,

Heimische und Fremde ein Gemälde aus der Schweiz ; Roman

Bd.: 1

Leipzig (1858)